Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 35 — **Marburg i. H., den 31. August** — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Das Gewissen — Zur Reform des evangelischen Pfarramts — Eine werdende Großstadt im Osten — Zwei Erklärungen 1. Der Wilhelmshöher Antrag — „Was fehlt der modernen Theologie?“ — Helen Kellers Sang vom Steinwall — Bund deutscher Jugendvereine — Verschiedenes: Religion und Geisteskultur (Steinmann); Deutsche Romantik (Walzel); Justinus Kerner als Romantiker (Heinzmann); Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben (Vögele); Legenden der Zeit (Binding); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Das Gewissen

Ich übe mich zu haben ein unverletztes Gewissen. Apostelg. 24, 16.

Rein psychologisch angesehen ist das Gewissen ein Gefühl, das unsre Handlungen begleitet. Es ist Lust und Qual, je nachdem unser Wille mit unsrem besten Wissen, nämlich der Erkenntnis des Guten, übereinstimmt oder beide eine mehr oder weniger schreiende Dissonanz bilden. Wie all unser Wissen, so ist auch unsere sittliche Erkenntnis Stückwerk. Wir sind hierin wie in vielen anderen Beziehungen abhängig von den Menschen, die uns erzogen und gebildet haben. Darum kann das Gewissen, wenn es als objektive Tatsache aufgefaßt werden will, von der unser subjektives Gefühl bestimmt wird, mit ebensoviel Recht eine Menschen- wie eine Gottesstimme genannt werden. Unser sittliches Bewußtsein kann irren und ist der Bildung ebenso fähig wie bedürftig. Nur, daß damit nichts an der einen großen Regel geändert wird, die in dem angeführten Pauluswort einen durch seine persönliche Form ergreifenden Ausdruck gefunden hat: Handle immer und überall nach deinem besten Wissen und damit nach deinem besten Gewissen! Die ersten Schritte auf dem Wege zu Gott und zu unsrer ewigen Bestimmung werden nur so getan. Alle Irrgänge, die hierbei möglich sind, hat Gott im Voraus verziehen und noch immer in Heil und Segen umgewandelt.

Verfeinert wird das Gewissen nur durch beständige Uebung. Geübt aber wird es durch den Gebrauch oder, was das nämliche heißt, durch unbedingte Folgsamkeit gegenüber dem, was wir als recht und gut anerkennen müssen. An Tieren, die unter der Erde wohnen und im Dunkeln ihre Augen nicht brauchen, beobachten wir, wie sich die Sehorgane zurückbilden und verkümmern. Es gibt Menschen, bei denen tut das Gewissen aus dem gleichen Grund seinen Dienst nicht mehr. Zärtlicher als das Auge, sagt Luther, ist das Gewissen. Aber nur durch unablässige Uebung behält es seine feine Empfänglichkeit und steigert seine Empfindlichkeit dahin, daß es, zuerst ein Organ für Menschenstimmen, die Resonanz für die Gottesstimmen erlangt, die den Weg zu unsrer Seele suchen. Wenn solche von irgend woher an sie herandrängen und sie an ihren Ewigkeitsberuf mahnen, dann wird es offenbar, ob im tiefsten Innern Saiten gespannt sind, die auf eben diese Klänge eingestimmt sind. Da erleben wir dann ein eigenes, seltsames Erklingen und Erzittern und wissen ganz gewiß, daß ein Gottesruf den Weg zu uns gefunden hat. In einem solchen Augenblick verlieren die Menschenstimmen, auf die bisher das Gewissen reagiert hat, Kraft und Einfluß. Die Seele spricht: Ich darf nicht anders, und eine unbeschreibliche Zuversicht und Getrostheit, daß es so gehen wird, erfüllt sie. Kant hat mit der Lehre vom kategorischen Imperativ doch nur die eine Seite der Sache gesehen; dann erst, wenn neben diesem der kategorische Indikativ: Es wird gehen! vernommen wird, ist die Gewissenserfahrung vollendet: Ich darf nicht anders; Gott wird mir helfen!

Gott erzieht die Menschheit dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Männer sendet, die mehr sehen als die Andren und schärfer hören als die vorangegangenen Geschlechter. Luther drückt das so aus: „Wir sehen in allen Historien und in der heiligen Schrift, wenn Gott einem Volk hat helfen wollen, so hat ers nicht mit Büchern getan, sondern so, daß er einen Mann ausgesandt hat.“ In Jesus ist die Stimme Gottes objektiv, Mensch, Person geworden. Nicht als ein Gesetzgeber steht er in der Weltgeschichte, sondern als Entdecker der geistigen und sittlichen Naturgesetze. Er zeigt uns mit hinreißender Anschaulichkeit, daß wir Gotteskinder und wahre Menschen nur dadurch werden, daß wir unser Inneres ganz und uneingeschränkt auf die Musik Gottes einstimmen und aus der tiefsten Verinnerlichung in Gott und Vereinigung mit Gott heraus denken, reden, handeln, leben.

Ich übe mich, ein unverletztes Gewissen zu haben, wenn ich Himmel und Erde mit dem Blicke Jesu ansehe und in seinem Geist auf Welt und Menschen wirke. Da wachen dann geheimnisvolle Stimmen um mich her auf, alle Kreaturen fangen zu reden an und in meiner Seele erklingen Töne, gleich als ob Gottes Hand über die Saiten der Harfe glitte. Und die höchste Lust bleibt mir nicht fremd, die Freude der Harmonie mit dem Unendlichen.

C G

Zur Reform des evangelischen Pfarramts

Zu dieser Frage hat Christoph Schrempf in einer unter dem gleichen Titel neuerdings erschienenen Broschüre*) das Wort ergriffen. Die sittliche Not des evangelischen Pfarrers, wie er sie sieht, die „heilige Prostitution“, zu der der Pfarrer genötigt wird durch Bekenntnisse und Formeln, die für ihn nicht mehr wahr sind, hat den alten Wahrheitskämpfer von Kierkegaard, Goethe, Lessing weggelockt auf das Gebiet, auf dem er den entscheidenden Kampf seines Lebens einst gekämpft hat, und das ihm darum heute noch am Herzen liegt, obwohl es ihn persönlich nicht mehr angeht.

Es ist eine Schrift, die zum Kampf aufruft, scharf und deutlich und ohne zu schonen. Kein Pfarrer wird sie lesen, ohne ihren Stachel tief zu empfinden; sie nötigt zu gründlicher Auseinandersetzung. Darum wird sie jedenfalls fruchtbar sein. Einer solchen Schrift gegenüber könnte man sich, auch wenn man anderer Anschauung ist und zu anderen Ergebnissen kommt, damit begnügen, auf sie aufmerksam zu machen und sie einfach wirken zu lassen. Wenn ich hier im Folgenden zu zeigen ver-

*) Zur Reform des evangelischen Pfarramts. Aufsätze und Reden von Christoph Schrempf. Stuttgart, Frommanns Verlag 1911. 103 S. 1,20 Mk.

suche, inwiefern ich das Pfarrersproblem anders sehe als Schrempf, so veranlaßt mich dazu der Umstand, daß Schrempf sich in einem besonderen Kapitel mit meiner kürzlich erschienenen Schrift: „Im Kampf mit dem Amt"*) beschäftigt, in einer Weise aber, die das, was ich dort herauszuarbeiten bemüht war, wieder einigermaßen zu verdunkeln geeignet ist.

Die Pfarrersnot, wie Schrempf sie sieht, liegt nicht im Wesen von Kirche und Amt begründet, sondern in einem augenblicklich herrschenden Notstand, daß der Pfarrer an Bekenntnisse und Formeln gebunden ist — und andere daran binden muß —, die bei dem Stand unserer wissenschaftlichen Einsicht nicht mehr für wahr gelten können. Das ist aber eine Not, der durch geeignete Reformen gründlich abgeholfen werden kann; es muß — nach Schrempf — dahin kommen, daß der Pfarrer nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, nichts als seine persönliche Ueberzeugung auszusprechen und auch die liturgische Form des Gottesdienstes jeweils aus seinem persönlichen Empfinden heraus zu produzieren. Solange er dies nicht darf, sollte kein ehrlicher Mensch mehr ins Pfarramt gehen. Wer aber schon im Amt steht, für den gibt es nur einen Weg: rückhaltlose und rücksichtslose Wahrhaftigkeit. Er sage seiner Gemeinde offen, wie frei er denkt, und weigere sich, Formeln zu gebrauchen, die für ihn nicht mehr wahr sind. Dann gibts bald einen frischen, fröhlichen Krieg um die Wahrheit, in dem der Sieg nicht zweifelhaft sein kann.

Warum gehen die Pfarrer diesen Weg nicht? Weil sie mit Pietät und Loyalität verseucht sind; weil sie eine ganz übertriebene Sorge davor haben, bei den „Schwachen" Anstoß und Aergernis zu erregen; weil sie das Gewitter fürchten, das sofort entsteht, wenn sie einmal ganz wahr sein wollen. Auch bei dem in meinem Büchlein redend eingeführten Pfarrer sieht Schrempf in dieser Gewitterfurcht, dazu in einer phantastischen Vorstellung von den Aufgaben des Pfarramts und vom Leben überhaupt die Ursache, warum er das Problem nicht löst, sondern auf Lösung verzichtet, indem er am Ende das Amt niederlegt.

Ich will hier selbst für meinen X eintreten. Was ich ihn sagen lasse, sind in der Hauptsache doch Selbstbekenntnisse, wenn auch redigierte und stilisierte.

Litt ich als Pfarrer an „Gewitterfurcht"? Nun, vielleicht leiden wir alle mehr oder weniger daran. Dem Durchschnittsmenschen begegnet das wohl, daß er vor Gewittern unwillkürlich sich duckt und froh ist, wenn sie gnädig vorübergezogen sind. Trotzdem glaube ich sagen zu dürfen, daß es Furcht nicht gewesen ist, die für meine Haltung den Ausschlag gab. Manches Gewitter ist in jenen Jahren bei Diskussionen im bayerischen Pfarrersblatt über mein Haupt hereingebrochen; ich muß meinen Gegnern von damals danken, denn nun kann ich mich ihrer heftigen Angriffe getrösten. Auch dem Kirchenregiment gegenüber habe ich meinen Standpunkt nie verschleiert, wenn ich auch nicht provozierend vorging; es wußte wohl, wie es mit mir dran war. Also lag es mehr an seiner als an meiner Friedfertigkeit, wenn ich nicht auch noch den Kampf mit dem Kirchenregiment bekam. Mit meiner Gemeinde lebte ich freilich stets in gutem Einvernehmen und habe sogar mit einer gewissen Eifersucht darüber gewacht, daß der Lärm jener Kämpfe den Gottesfrieden hier nicht störe, obwohl ich mir bewußt war, daß der eigentliche und ernsteste Kampf hier hätte entbrennen müssen. Es sollte sich mir hier nur eben nicht um Nebendinge drehen, die den Blick vom Wesentlichen abziehen und dafür trüben — so ists ja schließlich doch bei jedem Kampf um die Weltanschauung und jedem theologischen Hader —, sondern, wenn schon Kampf, dann sollte es um die Hauptsache gehen. Dazu ist es nicht mehr gekommen. Die Ursache dafür liegt wohl nach der einen Seite in mir selbst, doch nicht in falscher Friedensliebe und der Furcht, Anstoß zu geben, sondern in Umständen, deren Beseitigung gar nicht so ohne Weiteres in meiner Hand lag, auch nicht einfach durch die von Schrempf vorgeschlagene „gemeine Wahrhaftigkeit" zu erreichen war.

Machen wir uns klar, um was es sich handelt. Es soll Leben in den Menschen entstehen, neues inneres Leben, das in dem natürlichen Menschen nicht, oder doch nur als Keim, als Potenz vorhanden ist, ein Leben, das unter Eindrücken aus der Welt des Ewigen her in einer für uns nicht zu durchschauenden und nicht zu berechnenden Weise erwacht, um sich unter günstigen Umständen dann von innen heraus seinen eigenen Gesetzen gemäß zu entwickeln. Das ist nicht meine phantastische Auffassung der Sache, sondern das haben schon Paulus und Johannes und Alle, die auch nur etwas davon aus Erfahrung wußten, ausgesprochen. Nun ist es uns Menschen auf jedem Gebiet schlechthin versagt, Leben zu schaffen; das hat sich das Allleben, Gott, vorbehalten. Wir können nur unter Umständen von der göttlichen Lebensmacht als Organe gebraucht werden, um das in uns vorhandene Leben weiterzugeben. Es können belebende Wirkungen von uns auf Andere ausgehen, aber wir können nicht absichtlich in dieser Richtung wirken. Wir können im Grund nichts tun, als unser Licht vor den Leuten leuchten lassen, so wie es dem in uns wirksamen Leben eigentümlich und notwendig ist. Und erst, wenn das unmittelbar ansteckend auf Andere gewirkt hat, oder wenn durch irgend welche sonstige Eindrücke etwas von diesem neuen Leben in ihnen aufgewacht ist, können wir ihnen vielleicht auch einige Hilfe leisten, etwa vorhandene Lebenshemmungen zu beseitigen oder gewisse der Weiterentwickelung des Lebens dienliche Bedingungen herzustellen, soweit sie eben in der Hand des Menschen liegen. Dies in aller Kürze meine Auffassung der vorliegenden Aufgabe, ihrer Bedingungen, Möglichkeiten, Grenzen — mich dünkt, keine phantastische, sondern eine ganz nüchterne Auffassung.

Daraus ergibt sich vor allen Dingen, daß wir weder an uns noch an Anderen etwas machen können, sondern alles werden lassen müssen. Wenn es sich nur um Lebensführung unter dem maßgebenden Einfluß religiöser und sittlicher Ideen handelte, nun so hätte man diese Ideen zu verbreiten und den Willen der Menschen in dieser Richtung zu beeinflussen, und Jeder könnte so leben, sobald er nur wollte. Ist es aber so, daß Strahlen der ewigen Wahrheit im Herzen des Menschen zünden müssen, daß Leben aus der Tiefe in ihm aufwachen muß, so entzieht sich das ebenso unserer Berechnung wie willkürlichen Einwirkung — bei Jedem vom Geist Geborenen ists wie beim Wind: du weißt nicht, woher er kommt, und wohin er fährt. Wir können dieses Leben in Anderen nicht einfach dadurch wecken, daß wir zu ihnen darüber reden. Versuchen wir das doch, so werden sie uns trotz eingehendster und genauester Erklärungen mißverstehen, weil sie das nicht kennen, wovon wir reden, und ohne es zu wollen, leiten wir sie auf falsche Spur. Man soll also überhaupt nur darüber reden, soweit es die gegebene Situation oder das vorhandene Bedürfnis der Anderen herausfordert und ihr entgegenkommendes Verständnis es ermöglicht. Alles, was darüber ist, das ist vom Uebel. Man kann auch dadurch niemanden aufwecken, daß man ihm mit berechnender Absicht Anstoß gibt. Ich bin zwar in dieser Beziehung gar nicht ängstlich, und wer sich an dem für mich innerlich notwendigen Verhalten oder Reden ärgern will, der mag es tun, und vielleicht ist es ihm ganz gesund. Aber Anstoß geben in der Absicht, den Andern zu wecken, wäre eine gefährliche Spekulation, die höchst wahrscheinlich fehlschlagen und uns selbst mit der Verantwortung für den angerichteten Schaden belasten würde. Endlich haben wir es auch gar nicht in der Hand, einen heilsamen, fruchtbaren Kampf zu erregen, so sehr wir uns vielleicht darnach sehnen mögen. Den Kampf ums Dogma können wir natürlich gleich haben; da brauchen wir nur zu sagen, daß wir an die Jungfrauengeburt oder an die leibliche Auferstehung nicht glauben. Aber was hilft denn das? Das schafft nur unnötige Aufregung und lenkt von der Hauptsache ab. Der allein fruchtbare und darum wünschenswerte Kampf ist ganz anderer Art; er entsteht, wenn das natürliche Wesen des Menschen sich durch den Eindruck des Göttlichen in seinem Bestand bedroht fühlt und sich darum instinktiv dagegen auflehnt. Dieser Kampf kann nur von selbst entstehen, nicht geflissentlich erregt werden. Wenn unser Wesen stark genug göttliches Leben ausstrahlt, wird er entstehen. Geschieht das nicht, so mögen wir daraus entnehmen, wie weit wir noch zurück sind, und mögen zusehen, wie wir in uns selbst vorwärts kommen, müssen uns aber zunächst bescheiden.

*) Beck, München 1911. 135 S. Gebunden 2,25 Mk.

Die Not des Pfarrers, wie ich sie sehe, entsteht nun daraus, daß Kirche und Pfarramt in ihrem ganzen Bestand und Wesen die Gesetze des neuen Werdens und Lebens, die ich im Vorstehenden anzudeuten versucht habe, nicht berücksichtigen, sich nicht darauf aufbauen. Ein Christ ist in Wahrheit niemand, der nicht im Innersten zu neuem Leben erwacht ist; die Kirche aber tauft alle Säuglinge und nennt sie von da an Christen. Eine Gemeinde entsteht nur dadurch, daß solche neu gewordene Menschen in Lebensbeziehung und Lebensgemeinschaft treten, sie kann also nur werden, nicht gemacht werden; wir aber machen Gemeinden, indem wir lokal bedingten Ausschnitten der natürlichen Volksgemeinschaft eine kirchliche Organisation geben. Wir geben ihnen Pfarrer, die die sogenannte Verkündigung des göttlichen Worts als äußeren Beruf treiben, ohne zu fragen, ob sie den inneren Beruf haben, der ihr Reden allein zur Verkündigung macht; und die Pfarrer wiederum haben den Auftrag, regelmäßig zu bestimmter Stunde über die Angelegenheiten des inneren Lebens zu reden, ohne jede Rücksicht darauf, ob der Zustand der Hörer dieses Reden berechtigt und notwendig erscheinen läßt, ob es auf sie heilsam oder nachteilig und irreführend wirken muß. Diese ganze kirchliche Organisation beruht auf einer offensichtlich mißverstandenen Auffassung dessen, was Jesus wollte, und wirkt darum in einer anderen Richtung; sie wirkt nicht neues Leben, sondern nur eine gewisse religiös-sittliche Zucht. Der Pfarrer, der dieses Mißverständnis zu durchschauen anfängt, sieht sich da in einer äußerst schwierigen und komplizierten Lage, und diese Lage ist es, die ich in meiner Schrift: „Im Kampf mit dem Amt" darzustellen versucht habe. Er muß seine Hörer vor allem zu der Einsicht führen, daß sie das, was sie heißen, nämlich Christen, damit noch nicht sind, daß sie es heißen, und nicht einmal dadurch, daß sie es anstreben. Das kann er ihnen aber mit Worten nicht klar machen, auch wenn er sich noch so sehr darum bemüht und noch so offen ist, denn dabei wird er nicht verstanden; er kann es seine Hörer nur, vorausgesetzt eben, daß er der Mann dazu ist, an seinem eigenen, anders gearteten Wesen erleben lassen, und dann erst, wenn sie dadurch aufmerksam geworden sind, hat es Sinn, mit ihnen davon zu reden. Mittlerweile aber arbeitet er selbst diesem Eindruck dadurch entgegen, daß er der Kirchenordnung entsprechend allsonntäglich predigt, was unter diesen Umständen notwendig abstumpfend wirkt, und daß er im Vollzug der Kultushandlungen seine Leute als das behandelt, was sie noch gar nicht sind, als Christen.

Die Pfarrersnot entsteht also nicht aus zeitweise herrschenden kirchlichen Uebelständen, sondern aus dem Wesen von Kirche und Pfarramt. Es ist klar, daß eine im Grund verfehlte Organisation sich notwendig in verfehlter Richtung auswirken muß. Darum kann es eine reinliche und vollkommene Lösung des Pfarrersproblems überhaupt nicht geben. Der Versuch, die vorliegende Aufgabe im Rahmen dieses Amtes zu erfüllen, kann immer nur annähernd gelingen, weil er zu einem Teil immer ein Versuch bleibt, neuen Most in alte, ungeeignete Schläuche zu füllen. Liegt aber die Sache so, dann kann es für den Einzelnen sittlich berechtigt sein, das Amt überhaupt aufzugeben. Eine eigentliche Lösung des Pfarrersproblems ist das ja nicht; aber warum soll ich unbedingt verpflichtet sein, mein Leben an die Lösung eines Problems zu setzen, das in dieser Weise aus menschlichen Irrtümern entstanden und gar nicht restlos zu lösen ist? Mich interessiert gar nicht so sehr die Frage: Wie kann man dem neuen Leben in und mit den Formen des kirchlichen Amts dienen? als vielmehr die allgemeinere: Wie kann man ihm seinem Wesen und seinen Gesetzen entsprechend dienen? Für Schrempfs Behauptung, daß der Pfarrer auch als Kirchendiener nicht kündigen könne, habe ich kein Verständnis. Warum soll er das nicht können? Ordination, Investitur, Kirchendienst sind menschliche Ordnungen; haben wir bei mangelnder Einsicht in die Sachlage uns bereit erklärt, ihnen zu dienen, warum sollen wir bei besserer Einsicht diese Erklärung nicht zurücknehmen können? Der eigentlichen Aufgabe, wenn sie einen gepackt hat, entläuft man damit ja doch nicht. Es darf nur nicht in dem Wunsch geschehen, Nöten und Schwierigkeiten für die eigene Person aus dem Weg zu gehen und sich ein „ruhiges Plätzchen" zu sichern. Es ist aber auch gar nicht gesagt, daß man das außerhalb des Amtes gleich findet. Im Gegenteil, das Pfarramt kann trotz seiner Nöte noch ein ruhiges Plätzchen sein, verglichen mit dem, was man draußen findet; denn es gibt im Leben noch andere bedrohliche Dinge als das Stirnrunzeln von Konsistorialräten oder das Urteil eines Spruchkollegiums.

Unter diesen Umständen ist es allerdings eine Frage, die sich jeder ernsthaft vorlegen müßte, ob er in das Pfarramt eintreten, oder wenn er eingetreten ist, ob er darin bleiben will und kann. Eine Frage, die ich trotz alledem bejahe. Es muß Leute geben, die dieses Amt führen, und gerade solche, die die Sachlage durchschauen und die Aufgabe im rechten Geist lösen, soweit sie eben gelöst werden kann. Und wenn sie dabei in Widerstreit mit der Kirchenordnung oder dem Bekenntnis kommen, so brauchen sie davor nicht zurückzuschrecken: es geschieht ja nicht aus Willkür, sondern aus dem besseren Verständnis der Sache Jesu heraus, im Gehorsam gegen die Wahrheit, welche doch für die Kirche selbst grundsätzlich, wenn auch nicht immer tatsächlich, die oberste Instanz ist.

Ein Notstand freilich bleiben die Formen und Ordnungen dieses Amts immer, und keine noch so radikale Reform, auch nicht die von Schrempf vorgeschlagene, wird das anders machen. Ich bin durchaus für Reformen, wenn sie möglich sind. Man muß sich freilich klar machen, daß sie immer erst möglich sind, wenn eine Mehrheit sie als Bedürfnis erkennt; solange bloß Einzelne dieses Bedürfnis haben, werden sie sich nur das Verbleiben im Amt unmöglich machen, wenn sie alles auf Eine Karte setzen und die Reform erzwingen wollen. Wer der Kirche dienen will, muß mit Geduld ihre Mängel tragen. Damit will ich nicht sagen, daß es nicht höchst wünschenswert wäre, wenn den Kirchenleuten, Pfarrern und Laien, ihre allzugroße Lammsgeduld einmal risse und sie zu Reformen drängten, die wirklich an der Zeit wären; man denke nur an die Konfirmationspraxis. Aber so viel auch im Einzelnen gebessert und reformiert werden kann, den wesentlichen, den eigentlichen und innersten Notstand können wir mit keiner Reform heben, denn er liegt darin, daß Kirche eben immer Kirche bleibt. Schrempf meint, wenn man dem Pfarrer nur Agenden- und Bekenntnisfreiheit schafft, dann ist alles gut. Aber was hilft es, wenn ich als Pfarrer die Form der Amtshandlungen nach meinem Empfinden produzieren darf, wenn die Unwahrheit oder Halbwahrheit doch schon darin liegt, daß ich alle diese Amtshandlungen an allen diesen Leuten vollziehen muß? Also nicht weil ich es nicht ernst genug nehme mit der kirchlichen Unwahrheit, kann ich nicht so viel wie Schrempf von Reformen erwarten und alles von ihnen abhängig machen, sondern weil sie doch nur halbe Maßregeln bleiben, die dem eigentlichen Uebel nicht auf den Grund gehen und die tiefste Not nicht heben können.

Darum möchte ich eher umgekehrt denen, die das Gefühl haben, daß ihr Platz im Amt ist, sagen: Dann lasset euch kein Gewissen machen über Formen und Formeln, die heute noch in der Kirche getragen werden müssen, und die, wenn sie auch für euch nichts mehr bedeuten, doch für andere noch einen gewissen Wert haben mögen. Gerade weil sie tot sind, sollen sie das Leben nicht hindern dürfen. Man darf die Form, die man tragen muß, nur nicht eigens kultivieren, sondern immer und überall auf das ausgehen, was das Leben fördert. Und man muß nur überall, wo es nötig wird — und es kann aus sehr verschiedenen Anlässen nötig werden — offen sagen: das sind für mich stets nur Formen gewesen, die ich getragen habe.

Gewiß, ein solches Verbleiben im Amt ist eine gefährliche Gratwanderung, bei der, wie Schrempf richtig sagt, das Erhabene und das Gemeine sich unmittelbar berühren. Es bleibt verschiedener Deutung fähig; wer diesen Weg geht, muß sich darauf gefaßt machen, der Doppelzüngigkeit geziehen zu werden; aber es kommt nur darauf an, daß er sich selbst in seinem Gewissen davon frei weiß, und er darf sich dann frei wissen, wenn er aus Pflichtgefühl in seiner Lage ausharrt und nicht aus Schwäche. Wer das nicht auf sich nehmen zu können oder zu dürfen glaubt, der legt das Amt besser freiwillig nieder, als daß er durch provokatorisches Auftreten seine Absetzung herausfordert und erzwingt; denn das erscheint mir nur als der Versuch, eine verantwortliche Entscheidung, die man selbst auf sich

nehmen muß, auf die Behörde abzuwälzen. Wer die Pflicht fühlt, im Amt zu bleiben, muß auch dasjenige Maß von Zurückhaltung üben, ohne das bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ein Verbleiben im Amt nicht möglich ist — wenigstens so lange, bis wichtigere Interessen ihn nötigen, die Zurückhaltung aufzugeben.

Also das Pfarramt bleibt ein sittlicher Notstand. Aber schließlich hängt alles davon ab, daß man über dieser Not steht und nicht unter ihr, daß man sie trägt und nicht nur unter ihr leidet. Ueberwunden wird dieser Notstand erst sein, wenn die Kirche einmal aufgehört hat, Kirche zu sein, und eine höhere Art von Gemeinschaft an ihre Stelle tritt, die wir uns heute noch nicht ausdenken können. Daß es dazu kommt, dazu muß es auch immer wieder Opfer — „Fälle" geben. Aber mich will bedünken, als ob die wirklich fruchtbaren „Fälle" erst kommen müssen, die Fälle, wo Pfarrer, die nicht aus Schwäche, sondern aus Ueberlegenheit das größtmögliche Maß von Zurückhaltung und Rücksicht auf die Schwachen geübt haben, doch um des aus ihnen strahlenden Lebens willen der kirchlichen Gebundenheit unerträglich geworden sind. Diese Fälle werden dann erst dazu dienen, daß die wirkliche Lage bis auf den Grund aufgedeckt wird und das Gericht über alles Unwahre und Tote ergeht.

August Pauli

Eine werdende Großstadt im Osten

Erste Hälfte

Ueber dem „Bund" in Shanghai brütet die Junischwüle. Blendend weiß lagern die Wolken am Himmel, aber durch sie hin brennt die Sonnenwärme auf die Erde herunter und heizt die feuchte Luft bis zu einer wahren Treibhaustemperatur. Vereinzelte Windstöße gehen durch die laue Atmosphäre. Das hellbraune Wasser des Hwangpu schlägt wie nervös an die Wandungen der Dschunken und Boote, an das Ufer und die Landungsbrücken, sein Rauschen und Spritzen klingt gereizt, heftig, heimtückisch. Eine ähnliche gereizte, nervöse Stimmung scheint über der ganzen Stadt zu liegen. In den Comptoiren kritzeln die Federn übers Papier, die Schriftstücke fliegen hin und her von einem Pult zum andern, die „boys" rennen. In den Speichern, den „Godowns", stöhnen die schweißüberströmten Kulis die breiten Treppen auf und ab, an Bambusstangen riesige Ballen schleppend; in den Höfen wird verpackt und entpackt; in den Lagerräumen sortiert und prüft man, gequält von der staubigen, dunstigen Dampfbadluft. Die Wagen der Makler jagen in gefährlichem Tempo von einer Firmentür zur andern, prallen fast mit den mühsam ausweichenden Rikshaw's zusammen; drohende Rufe, — Schelten, — Rädergereibe, — plötzlich das gellende Läuten der dazwischen fahrenden Straßenbahn — kling — ling! — ling! — ling! — fort! auseinander! Der wirre Knäuel löst sich in letzter Minute, alles schiebt sich eben an einander vorbei. Auf den Gesichtern der meisten Leute liegt Verdrossenheit oder Schlaffheit. Die hohen Steinwände der Europäerhäuser blicken beengend und drückend herunter auf die hin und her eilenden Menschen wie Kerkerwände auf umherirrende Gefangene.

Pfüh — eine Dampfpfeife. Sie lenkt unser Auge auf das Wasser. Es ist dasselbe jagende Treiben dort. Durch die „Sampans" und Lastboote bahnt sich eben eine Dampfbarkasse den Weg. Die kleineren Fahrzeuge biegen ihr ängstlich aus, ein schaukelndes Wogen verbreitet sich von dem schnaubenden, rauchenden Renner nach beiden Seiten, alles in Bewegung setzend. In der Ferne liegen schwerfällig ein paar größere Dampfer und sehen schläfrig auf das Tanzen der Kleinen herab.

Unruhe und Erschlaffung, bis tief in die Nerven hinein! So steht es dieser Stadt auf dem Gesichte geschrieben. Das ist die Juni-Konstellation. Vielleicht auch die Konstellation der augenblicklichen Handelslage hier. Denn Shanghai hat kritische Zeiten hinter sich, höchst kritische Zeiten, deren nervöse Angst erst eben ihren Höhepunkt überschritten hat und in niedergeschlagene Erschöpfung übergegangen ist. Die rasende Gummi-Spekulation des vergangenen Jahres war nach mancherlei andern vorhergegangenen Handelskalamitäten des fernen Ostens das Schlimmste, was passieren konnte, und hat grell hineingeleuchtet in düstere Winkel des Innersten. Skrupellosigkeit, die auf der Jagd nach dem Gelde vor keinem Mittel zurückschreckt, schien wahrhaft epidemisch um sich zu greifen, bis dann das unvermeidliche „Ende mit Schrecken" kam.

Indes, das ist nichts Vereinzeltes. Shanghai hat immer von Zeit zu Zeit Aehnliches durchgemacht, solange es steht. Es liegt in der Natur eines solchen Platzes, wo rund gesprochen Verdienen das einzige Verdienst ist, daß man hin und wieder mit der Tendenz auf den Dollar vollkommen das Uebergewicht bekommt, stolpert und fällt, wie vom Schwindel bewältigt. Damit zahlt diese Stadt ihrer Bestimmung den Tribut. Denn ihre Bestimmung ist Waren- und Geldumsatz, und zwar in so gewaltigem und einseitigem Maße, wie an wenig andern Stellen auf Erden.

Jedermann, der Shanghai nach längerer Abwesenheit wiedersieht, staunt über die Veränderung und Vergrößerung der Stadt. Die letzten zehn Jahre haben ganze neue Stadtteile ins Leben gerufen und in den alten Gebieten moderne, den Grund und Boden besser ausnutzende Gebäude an die Stelle mancher früheren gesetzt. Ohne Frage wird Shanghai in den nächsten Jahrzehnten die Großstadt des östlichen Asiens werden, soweit sie es nicht schon ist. Angesehen wird sie vielfach heute bereits so. Die übrigen Handelsplätze rücken mit einer gewissen Achtung oder Scheu von ihr ab. Man kennt einen besonderen Shanghai-Geist, ein Shanghai-Treiben, das man ablehnt oder dem man auch nacheifert, wie Provinzstädte es der Hauptstadt gegenüber machen. Daß dieser Shanghai-Charakter viel Sympathisches habe, läßt sich nicht gerade behaupten. Er äußert sich durch Modetorheiten, durch allerlei Auswüchse geselliger Ueppigkeit und Leichtfertigkeit, durch ein Verflachen des Geistes unter Sport, Klatsch und gutem Essen, kurz durch all die Begleiterscheinungen, welche überall unter der Sonne ein überwiegend auf äußere Werte gerichtetes Streben und eine daran gefesselte Gesellschaft zu kennzeichnen pflegen. Indes sieht man damit doch durchaus nicht das richtige und vollständige Shanghai. Viel Anderes und Besseres lebt, Gott sei Dank, unter der Oberfläche. Je mehr Shanghai sich auswächst zu einer großen Stadt, desto mehr sollte von diesem Besseren zum Vorschein kommen, und wird es vielleicht auch.

*

Von jeher hat die Fremdenniederlassung am Hwangpu einen singulären Charakter gehabt. Sie ist oft und nicht ohne Berechtigung als eine Art internationaler Republik bezeichnet. Der Grund und Boden, den man sich hatte von der chinesischen Regierung abtreten lassen, sollte eigentlich dem Handel aller Nationen gleichmäßig dienen. Allerdings verwirrte sich dieser Gedanke durch die Sonderansiedlungen, welche die Franzosen und Amerikaner sehr bald anlegten; jedoch blieb die Grundidee einer internationalen Gemeinschaft für das fälschlich oft so genannte „englische Settlement" bestehen, wenn auch England in letzterem durch große numerische Ueberlegenheit faktisch ein bedeutendes Uebergewicht besaß. Die Nationen, welche in der Fremdenansiedlung von Shanghai bei einander wohnten, wurden politisch von den die Regierungen vertretenden Konsuln repräsentiert. Die Gemeinschaft dieser Konsuln, die sogenannte konsularische Körperschaft, bildete also etwas wie eine internationale Regierung. Daneben kam aber für die Verwaltung der innerstädtischen Angelegenheiten noch eine ganz andere Instanz in Frage, nämlich der gleichfalls international (aber freilich mit starkem Vorschlag des englischen Elementes) zusammengesetzte Stadtrat. Im Wesentlichen ist diese Verfassungsform bis heute geblieben, und die verschiedenen Nationen haben auf solcher Grundlage sich gut in einander gefunden. Sie galten theoretisch alle als gleichberechtigt, auch Japaner, Parsen oder Hindus wurden vom europäischen Rassengefühl nicht zurückgewiesen.*)

*) Als vor Jahren der neue Friedhof angelegt wurde, erhob sich die Frage, ob es den Japanern gestattet sein solle, in der Begräbniskapelle vorkommendenfalls buddhistischen Kultus für ihre Verstorbenen

Nur die Chinesen selbst, in deren Lande man doch ansässig war, galten in der Fremdenkonzession nicht als vollberechtigt, sondern nahmen eine dienende und untergeordnete Stellung ein. So auffallend das zunächst erscheinen könnte, so natürlich und folgerecht war es doch, denn die Ansiedlung war eben ein für Fremde, Nichtchinesen abgesondertes Gebiet. Dennoch ist die Zahl der unter den Ausländern wohnenden und tätigen Chinesen immer mehr angewachsen und übertrifft die der Fremden ganz enorm (etwa 500 000 gegen 13 000). Die Einwirkung des Europäertums auf diese Chinesen ist von jeher sehr beträchtlich gewesen, im Guten wie im Bösen, sie wird es aber in neuester Zeit bei dem modernen Geist, der viele Chinesen durchzieht, in ganz besonderem Maße. Es kommt dabei der Umstand fördernd hinzu, daß Shanghai all den hypermodernen, auch revolutionären Elementen, die sich im übrigen China nicht sicher fühlen würden, etwas wie eine Freistatt gewährt, und daß die chinesischen Zeitungen hier jeden beliebigen Ton auch dem eignen Lande und der eignen Regierung gegenüber ohne besondere Besorgnis anschlagen dürfen. Dabei ist die persönliche Berührung mit den Westländern in Handel und Wandel lebhaft, ja, sie wird auch in geselligem Verkehr allmählich lebhafter. Die Produkte des Abendlandes, unsere Lebensweise, unsre Sitten stehen dem Chinesen hier überall im deutlichsten Anschauungsunterrichte vor Augen, was zwar im gewissen Maße für jeden Vertragshafen zutrifft, aber doch nirgends mit solcher Wucht und Intensität.

So entwickelt sich hier ein eigentümliches Stück Neuchina, von uns nehmend im Guten und im Bösen, wie oben schon bemerkt. Für viele konservative Chinesen tiefer im Lande hat das Wort Shanghai einen sehr üblen Klang; es ist die Lasterhöhle, wo die Söhne des Volkes verführt und verdorben werden. Kein Zweifel, daß Grund zu solcher Anschauung vorhanden ist. Aber ruhiger blickende Chinesen sehen doch nicht so schwarz, sie finden unter den Fremden auch Kräfte des Guten, eine Schulung und Erziehung in allerlei nützlichen Dingen, dazu Charakterzüge, die zur Achtung und Nacheiferung zwingen.

*

Wenn man auf dem flachen Dache eines der großen Speicher steht, in denen die Produkte Chinas von allen Seiten her zusammenfließen, um von da wieder in die weite Welt auseinander zu fliegen, so hat man einen wundervollen Ueberblick über das heutige Shanghai. Man sieht so recht, wie es sich in die Weite reckt. Drüben nach Osten, jenseits des Hwangpu und den Fluß an beiden Seiten abwärts begleitend dehnen sich Häusermassen und Fabriken ins Unübersehbare. Aber auch nach Westen zu, ins offene Land hinein, schiebt sich die Stadt bereits soweit vor, daß es an einem etwas dunstigen Tage nicht möglich ist, die Grenze klar zu erfassen. Fernhin freilich, merkt man, lichten sich die Massen, die Gebäude stehen dünner und zerstreuter, das Ackerfeld blickt dazwischen durch. In jener Gegend haben sich heutigen Tages viele der Wohlhabenden angebaut, schon bestrebt, dem unruhigen und unsauberen Getriebe des echten Stadtgebietes zu entrinnen. Entzückend schön liegen zum Teil diese Villen in der friedlichen Stille benachbarter Kornfelder und Wiesen, bisweilen noch unmittelbar an kleine chinesische Bauernhäuser stoßend, zwar weit entfernt von der Stätte der täglichen Arbeit, aber doch mit Hülfe von Wagen und Stadtbahn leicht in Verbindung gesetzt.

In jenem ländlichen Frieden der äußersten Peripherie von Shanghai liegt ein Institut, das vielleicht wie wenig andere dazu bestimmt ist, segensreichen Einfluß in das chinesische Volk hinein zu tragen, nämlich die deutsche Medizinschule.

Es war der vor einigen Jahren verstorbene deutsche Arzt Dr. E. Paulun, ein Mann, dessen Name in dem sonst schnell vergessenden Shanghai noch lange mit Ehren genannt werden wird, der den Plan zu einer solchen Schule faßte und mit dem ihm eigenen Feuereifer ins Werk setzte, unterstützt von seinen Kollegen und anderen einsichtigen, für Chinas Zukunft interessierten Männern. Auch wohlhabende Chinesen ließen sich für die Sache gewinnen. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist das große Werk gelungen. Die Schule, welche seit Oktober 1907 besteht, gliedert sich in zwei Abteilungen, eine Sprachschule, um die allgemeinen Vorkenntnisse für das medizinische Studium mitzuteilen (in einem Lehrgange von drei Jahren), sodann eine medizinische Fachschule, aus Vorklinikum (zwei Jahre) und Klinikum (drei Jahre) bestehend. Mit der vollen Absolvierung der Anstalt (drei Prüfungen) ist die Erteilung eines Diploms verbunden, welches dem Abgehenden bescheinigt, daß er dieselbe Ausbildung genossen hat wie ein deutscher Arzt. Als Lehrer wirken sechs deutsche Fachleute an der Schule und außerdem mehrere chinesische Lehrer, letztere für Pflege rein chinesischer Studien, die neben dem europäischen Wissen nicht ganz vernachlässigt werden sollen. Die Schüler wohnen in einem Alumnat beisammen, das neben dem Schulgebäude liegt. Ihre Zahl beläuft sich augenblicklich auf 67. Sie werden nur im Alter zwischen 17 und 22 aufgenommen; als Schulgeld haben sie 150 mexikanische Dollar jährlich zu bezahlen, außerdem eine Entschädigung für Wohnung und Kost, sodaß also der Einsatz für chinesische Verhältnisse nicht gering ist. Aber unbemittelte, fähige und strebsame junge Leute finden doch auch unter wohlhabenden Europäern einen Patron, der einen Teil der Kosten (nicht das Ganze, aus naheliegenden Gründen) ihnen abnimmt. Die „Satzungen der deutschen Medizinschule in Shanghai" sind sehr geschickt und verständig gefaßt, den Zöglingen den Charakter von Studenten wahrend, ohne ihnen doch zuviel Freiheit zu geben.

Der Leiter der Schule, Professor Dr. Ammann, hatte die Güte, mir einen Einblick in die Erteilung des Unterrichts der verschiedenen Stufen zu vermitteln. Dieser Einblick brachte natürlich viel Ueberraschendes. Junge Chinesen sich deutsch über das Fallgesetz, das Prinzip botanischer Klassifizierung oder über die Einzelheiten der Schädelbildung des Menschen aussprechen zu hören, gehört noch nicht zu den gewohnten Dingen in China. Was auf mich aber den stärksten Eindruck machte, war die Veränderung im Gesichtsausdruck, welche bei den Schülern der bis jetzt höchsten Abteilung (Vorklinikum: im Klinikum selbst befinden sich, wenn ich mich recht erinnere, vorläufig erst zwei Studenten) sich vollzogen hatte. Die Einwirkung der systematischen geistigen Arbeit (zusammen natürlich mit dem ganzen Charakter und Lebenszuschnitt des Instituts) auf die Züge der Gesichter war einfach frappant. Aus ihnen allen sprach trotz individueller Verschiedenheiten gleichmäßig eine lebhafte Intelligenz und eine frische Aufgeschlossenheit, die meines Erachtens ohne Frage in der Schularbeit erworben war. Ueber die Leistungen der Schüler zu urteilen hatte ich zufällig während meines Aufenthalts in Shanghai noch eine andere Gelegenheit. Es besteht die Anordnung, daß einige der Zöglinge von Zeit zu Zeit, etwa einmal in einem Halbjahr, mit besonders tüchtigen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit treten, indem sie diese Arbeiten als Vorträge einem geladenen Publikum, Europäern und Chinesen, in einem Saale des von Dr. Paulun begründeten Chinesenhospitales, das mit der Medizinschule in einem gewissen Konnex steht, zu Gehör bringen. Ein solcher Vortragsabend bot sich grade auch mir. Drei Vorträge wurden gehalten, sämtlich in deutscher Sprache, zwei von ihnen nachher in chinesisch wiederholt. Der erste behandelte die Bedeutung von Eisenbahnanlagen für China, der zweite den Blutkreislauf, der dritte die Erscheinungen der sogenannten Mimicry und Symbiose. Alle Hörer waren einig darüber, daß die Vortragenden ihre Gegenstände sowohl wie die deutsche Sprache in einer außerordentlichen Weise beherrschten. Die Sicherheit des freien Sprechens bei allen drei jungen Rednern bewies einmal wieder, was jeder Kenner Chinas weiß, daß die Chinesen eine natürliche rednerische Veranlagung besitzen. Am meisten durfte man sich in Hinsicht auf das Sprachliche über den ersten Vortragenden wundern, der erst $1^1/_2$ Jahre der Schule angehörte und dabei einen so sicheren und kräftigen Stil, eine so gute Aus-

abzuhalten. Da die Kapelle aus städtischen Mitteln, also durch die Beiträge aller Steuerzahler errichtet war, so konnte man den Buddhisten ihr Anrecht darauf nicht bestreiten. Doch unternahm der Vertreter der anglikanischen Kirche in Shanghai eine leidenschaftliche Agitation dagegen, wobei er alle christlichen Geistlichen zu einem geharnischten Protest zu vereinigen suchte, freilich ohne Erfolg und meines Erachtens auch mit Unrecht.

sprache bewies, daß ihn mancher Europäer darum hätte beneiden können.

Wenn man überdenkt, welche Wirkung im Einzelnen davon ausgehen muß, daß einmal so geschulte ärztliche Kräfte mitten im chinesischen Volke stehen werden, welchen Wust von Irrtum, Aberglauben, äußerem und innerem Schmutz so vorgebildete Persönlichkeiten später hinwegzufegen in der Lage sein werden, so wird einem bei dem Blick auf die stille Schule dort zwischen den reifenden Kornfeldern und dem sommerlichen Grün von Baumkronen recht hoffnungsfroh zu Mute. Man steht auch nicht still, sondern plant mutig weitere Unternehmungen. Eine Reihe technischer Schulen soll in nächster Zeit als Fortsetzung der Medizinschule in Verbindung mit ihr ins Leben gerufen werden, wofür die Mittel schon zum Teil in Sicht sind. Ausgezeichnet! Nur eins wird man im Auge behalten müssen, daß bei der Ausbildung dieser jungen Leute auch die ideale Kraft in ihnen geweckt werde, welche sie antreibt, das Erworbene hernach nicht nur einseitig selbstsüchtig zum Erwerb von Geld und Rang auszubeuten, wozu die Versuchung sicher nicht gering sein wird, sondern es mit wirklicher Opferfreudigkeit in den Dienst des Volksganzen zu stellen. Nur solche Gesinnung weist der Benutzung erworbener Kenntnisse die richtigen Wege.

Heinrich Hackmann

Zwei Erklärungen

Der Wilhelmshöher Antrag — Die Professoren-Erklärung

1

Der Wert öffentlicher Erklärungen zu den Ereignissen im Staats- und Kirchenleben ist umstritten. Viele, und gerade Nächstbeteiligte, zumal die davon betroffenen Behörden sehen gern geringschätzig darüber hinweg. Ein paar Worte mehr in der Welt, was kann darauf ankommen? Jeder anonyme Zeitungsartikel hat, so scheint es, mehr Gewicht. Und doch sollte man solchen Kundgebungen, die aus dem Drange einer augenblicklichen Situation heraus den Willen und die Ueberzeugung von Menschen oder Gruppen mit Einsatz des Namens und also der Person zur vernehmlichen Aussprache bringen, gerade über den leider meist anonymen Sprüchen der Presse ein höheres Gewicht beimessen.

Die Menge von Erklärungen, die der Prozeß Jatho gezeitigt hat, stellt eine Erkenntnisquelle ganz besondrer Art dar. Wir möchten heut nicht unternehmen sie auszunützen. Wir möchten nur zu der Erklärung der 37 Professoren (in nächster Nummer) einige Randglossen machen und (heute) zu dem Wilhelmshöher Antrag ein paar erläuternde Worte sagen, den die Vertrauensleute der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ am 3. Juli beschlossen haben. Er wird am 4. Oktober der Generalversammlung dieser „Vereinigung“ vorliegen. Wenn auch unsre Leser und Freunde bei weitem nicht alle der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ angehören, so dürfen wir doch bei ihnen ein besondres Interesse für das voraussetzen, was in dieser vorgeht. Denn Beschlüsse, die dort gefaßt werden, können nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Christlichen Welt sein. Und umgekehrt: die Christliche Welt wird nie ohne Einfluß auf das Verhalten der nach ihr genannten Organisation sein. So sind ein paar Worte zwischen Wilhelmshöhe und Goslar, zwischen Vertrauensmänner- und Mitgliederversammlung über den von jener für diese vorbereiteten Antrag hier am Platze.

Der Antrag ist in Nr. 28 der Christlichen Welt veröffentlicht worden. Er verleugnet nicht, daß er durch den Fall Jatho hervorgerufen ist. Jathos Amtsentsetzung hat „die Unhaltbarkeit unsrer religionspolitischen Lage aufs neue und besonders deutlich offenbart“. Wir hätten diesen ganzen Prozeß der evangelischen Kirche lieber erspart gesehen. (Vgl. die Erklärung des Vorstands der Vereinigung in Nr. 6 d. J.) Aber nachdem er stattgefunden hat, möchten wir das Ereignis aus seiner Isolierung befreien. Wir sehen vor Augen „die tiefe Beunruhigung aufrichtig altgläubiger Kreise“ und begreifen sie. Wir sehen die Gefahren, welche einerseits „die Gemeinschaftsbewegung“, andrerseits die „Austrittsbewegung“ einer Kirche, die Volkskirche sein will, bereitet. Wir stehen still vor den „Streitigkeiten um den Religionsunterricht in der Schule“ und empfinden ihren schweren Ernst, erwägen ihre unabsehbaren Konsequenzen. Wir erkennen die „Beschwerden von Dissidenten und Juden“ gegen unser herrschendes Staatschristentum als berechtigt an. Wir merken, daß auch „die neueren Vorgänge in der römischen Kirche“, Modernisteneid und dergleichen, auf eine Neuregelung des Verhältnisses zwischen den Kirchen und den deutschen Staaten hindrängen. Wir wundern uns nicht, wenn „der Ruf nach Trennung lauter und lauter wird“. Aber wir wissen auch, daß diese Losung keine Lösung ist, daß jede Trennung eine Neugestaltung des Verhältnisses nach sich zieht, da die beiden Faktoren nicht so einfach auseinanderkönnen, gerade auf dem Boden unsrer Geschichte und unsers Volkslebens. Nur so, wie es heute ist, das dünkt uns ein unhaltbarer Zustand; das Quieta non movere! gilt nicht, denn die Dinge ruhen nicht, sondern sind in Bewegung; so gilt es sich über neue Wege und Ziele zu verständigen. Da ergibt sich als zu erstrebendes Ziel „die Zurückziehung der Staatsgewalt und der landesherrlichen Gewalt aus den religiösen Kämpfen“. Sind wir darin nicht alle einig? „Eine Einheit und eine Norm in Lehre und Gottesdienst innerhalb einer Religionsgesellschaft zu erhalten ist nicht Aufgabe des Staates, noch darf es vom Landesherrn erwartet werden.“ Das ist keine Zerstörung der Landeskirche, das ist Abstreifung ihres staatskirchlichen Charakters, sofern es sich um ihr Innenleben handelt, um Lehre und Gottesdienst. Es ist „Entstaatlichung der Kirchen“.

Weshalb sollten wir die Landeskirche abschaffen? Sie soll bleiben als Volkskirche, aber sie soll die Formen annehmen, die ihr als solcher Halt und Ausdruck geben, wenn der Staat ihr nicht mehr die Fiktion einer Bekenntniskirche aufprägt. Das bedeutet „Verfassungsreform“ für die Landeskirchen. Eine solche wird den Wert der Gesamtorganisation vornehmlich in der „äußeren Fürsorge“ erkennen, welche der größere Organismus den kirchlichen Aemtern und Einrichtungen verbürgt. Auch für die Bekenntnisverpflichtung der Geistlichen, die Ordnung des Gottesdienstes usw. wird das Ganze der Landeskirche zwar mitbestimmend sein, aber die „Einzelgemeinde“ als das Grundorgan evangelisch-kirchlichen Lebens soll besser zu ihrem Rechte kommen als bisher. Die „Minderheiten“, gleichviel welcher Richtung, sollen gesetzlich fixierte „Rechte“ haben. Die „Vertretungen“ in Presbyterien, Synoden usw. sollen „durch ein freies Wahlverfahren“ das Ansehn in und außer der Kirche erlangen, das sie heute bei seltsam unfreiem Zustandekommen leider entbehren.

Alles Gesagte ist nichts als eine schlichte Wiedergabe des Wilhelmshöher Antrags selbst. Seine Tragweite kann erst ermessen werden, wenn die einzelnen Forderungen in eingehenden Gesetzesvorschlägen deutlichen Ausdruck finden. Sofern dergleichen Vorschläge ausgearbeitet den Vertrauensleuten in Wilhelmshöhe vorlagen, konnte von Zustimmung und Ablehnung im Einzelnen oder Ganzen dort nicht die Rede sein.*) Das Weitausschauende und Schwierige einer solchen Arbeitsleistung war Niemandem verborgen. Wenn man sich gleichwohl auf jenen Antrag an die Generalversammlung einigte, so bedeutete das vor allem Andern einen Appell an den Kreis der Freunde, daß sie sich ernstlich mit der Kirchenverfassungsfrage als einer mehr oder minder spruchreifen befassen sollen. Die „Trennung“ ist unter keinen Umständen der **nächste** Schritt, den wir in Deutschland tun werden; vielleicht ist überhaupt nicht die Trennung das, was wir brauchen, was wir suchen, was bei uns möglich ist. Nun gut, dann doch eine Neuordnung grundsätzlicher Art, bei der allerlei Gewissensbedenken, allerlei Zweideutigkeiten und Vergewaltigungen von heute verschwinden. Und zwar liegt das ebenso im Interesse (1) unsrer Altgläubigen, die mit ihren Ansprüchen an das heutige Kirchenwesen fortwährend Niederlagen erleiden, wie (2) unsrer Modernen, für deren Frömmigkeit die

*) Was vorlag und mehr finden die Leser in einer Schrift, die binnen kurzem erscheint: **Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate.** Mit Einleitung und Begründung vorgelegt von **Erich Foerster.** Tübingen, J. C. B. Mohr.

volle Freiheit der religiösen Aussprache immer mehr Grundbedingung wird, wie (3) unsrer Dissidenten und Nichtchristen. Wer das Zeitgemäße des Wilhelmshöher Antrags bestreitet, wird nicht umhinkönnen nachzuweisen, daß die hier angedeuteten Forderungen auf anderem Wege erfüllt werden können oder — daß sie überhaupt jeder Berechtigung entbehren. Wird dieser Beweis nicht geführt, dann bleibt der Wilhelmshöher Antrag in Geltung als der ernste Versuch, vorhandenen und allgemeinen Schwierigkeiten gerecht zu werden.

Die Generalversammlung in Goslar ist selber ohne gesetzgeberische Gewalt. So bleibt ihr auch die geschwinde Nötigung erspart, eine so komplizierte Aufgabe mit schnellem Beschluß zu „erledigen". Es wird sich nur zeigen müssen, ob über die Gesamtsituation ein weitreichendes Einverständnis vorhanden ist und ob man über nähere und fernere Zielpunkte sich für das künftige Handeln einigt. Wir würden zu Unrecht vorgreifen, wenn wir über den voraussichtlichen Verlauf der Tagung auch nur andeutend eine Meinung äußern wollten. Genug, daß der Wilhelmshöher Antrag zeigt, wie unsre führenden Freunde freimütig das Bestehende prüfen und zuversichtlich die kommenden Möglichkeiten wägen.

Unter diesen Möglichkeiten spielt also die „Abschaffung der Landeskirchen", so viel ich sehe, keine Rolle. Aber eine gewisse Ueberschätzung, die heute Vieler Gedanken verwirrt, wird, so hoffe ich, klar und deutlich ausgeschaltet werden, damit anderseits ihr wirklicher Wert erst recht zur Geltung komme. Ich erinnre mich, daß ich vor beinahe dreißig Jahren als sehr junger Pfarrer einen Vortrag in Dresden hielt vor hochkirchlicher Gesellschaft und daß ich nach der Versammlung von dem sächsischen Konsistorialpräsidenten von Berlepsch freundlich gestellt wurde auf eine Aeußerung über die Landeskirche. Ich hatte meine Darstellung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes Kirche mit der Bemerkung geschlossen, daß wir evangelischen Christen zur „Landeskirche" kein religiöses, sondern ein sittliches Verhältnis haben. Mein Präsident wollte das nicht zugestehn, und so wurden wir nicht einig. — Religiösen Wert besitzt das nicht, was ich jeden Augenblick fahren lassen kann ohne Schaden für meine Seele, für mein Verhältnis zu Gott. Ich habe in meinem Leben zweimal meine Landeskirche gewechselt, von längeren Intermezzi abgesehn. Und wenn ich außerhalb Deutschlands mich irgendwo ansiedeln würde, wohin meine Landeskirche nicht reicht, so brauchte das nicht im mindesten einen religiösen Verlust für mich zu bedeuten. Wohl aber ist die Landeskirche eine sittliche Größe, eine geschichtlich gewordene Organisation, die auch dem reliösen Leben dienen kann und will. Man soll sie dafür so vollkommen ausbauen wie möglich. Das ist die positive Bahn, auf der unser Gedanke an sie, unsre Arbeit für sie sich bewegen muß. Wir haben ein moralisches Verhältnis zu ihr und denken nicht daran, dieses in Frage zu stellen. Im Gegenteil. R

„Was fehlt der modernen Theologie?"

Sehr verehrter Herr Professor!

Immer wieder erhalte ich Zeitungsausschnitte zugesandt, die mir zeigen, wie mein Vortrag vom vorigen Jahr „Was fehlt der modernen Theologie?" von den Gegnern ausgenützt wird, selbst in Rußland und Amerika. Daß Sie seinerzeit diesen Vortrag frank und frei veröffentlichten, trotz der auch von mir wiederholt geltend gemachten Bedenken, trotz Ihres eignen vielfach abweichenden Standpunkts, im vollen Bewußtsein seiner „kirchenpolitischen" Gefährlichkeit, war eine Tat von Ihnen, die Ihnen umsomehr einmal gedankt werden muß, als den Gegnern der Sinn dafür abgegangen ist. „Selbst Rade muß jetzt zugestehen", heißt es dort. Weder Sie noch ich bedauern heute die Veröffentlichung. Wir wissen nun einmal, daß es religiöser ist, ein ehrlich gemeintes Wort der Selbstkritik auf jede Gefahr hin auszusprechen, als es aus kirchenpolitischen Reflexionen zu unterdrücken. Aber ich gestehe Ihnen, nachdem ich nun dreiviertel Jahre lang ruhig zugesehen habe, daß ich unsern Gegnern, trotz reichlicher persönlicher Erfahrungen auf diesem Gebiet, doch etwas Besseres zugetraut hätte. Wenn ich auf Grund der Erlebnisse des letzten Jahres einen Vortrag zu halten hätte: „Was fehlt der »positiven« Theologie?" — ich würde, glaube ich, den Mut nicht haben, auszusprechen, was sich mir innerlich aufgedrängt hat. Daß man ein solches Selbstbekenntnis mit achtungsvollem Schweigen anhören oder noch besser mit eigner Selbstkritik beantworten sollte, statt es kirchenpolitisch-agitatorisch bis zum Aeußersten auszunützen, ist eine Empfindung, die völlig gefehlt zu haben scheint. Ich sage es mit großer Verwunderung: Kein einziger derartiger Ton ist mir in der gesamten christlichen Presse, in allen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen aus diesen Kreisen begegnet! Man bedenke einmal, was das heißt! Kann man sich in den Kreisen, die sich durch diese Blätter vertreten fühlen, wundern, wenn wir uns von diesem Geist nicht angezogen fühlen? Wie man glauben kann, und im Ton einer ganz ehrlichen Ueberzeugung immer wieder aussprechen kann, die Herrschaft der „liberalen" Theologie würde den moralischen Niedergang des deutschen Volkes bedeuten, und dabei gar kein Gefühl dafür hat, daß man — ich denke hier nicht an diese Sache allein — häufig genug selbst hinter den Maßstäben eines edlen Heidentums zurückbleibt, von einer wirklich christlichen Behandlung des „Feindes" noch gar nicht zu reden, ist mir ein unlösbares psychologisches Problem.

Und das ist nur die eine Seite der Sache. Ich will nicht näher ausführen, wie die alten Preßpraktiken auch in diesem Fall ausgiebig geübt wurden, indem man die Sätze aus ihrem Zusammenhang riß, indem man wegließ, was an Dank und Anerkennung der „modernen Theologie" ausgesprochen wurde, indem der ganze zukunftsfreudige Schluß des Vortrags unterdrückt und so der Sinn und Geist des Vortrags völlig verändert wurde. Aber etwas Anderes ist mir viel wichtiger gewesen. Niemand in jenen Kreisen hat die Frage aufgeworfen, die ihnen doch durch den Vortrag ganz direkt und ausdrücklich nahegelegt worden war: Ja, haben wir denn eigentlich erreicht, was in diesem Artikel der modernen Theologie abgesprochen wird? Stehen wir nicht genau ebenso hilflos, ja noch hilfloser vor ähnlichen Schwierigkeiten? Man kann die ganze Betrachtungsweise ablehnen, die ich angewendet habe: was sagen eigentlich die Früchte unsrer Wirksamkeit darüber, ob wir unsern Beruf am deutschen Volk richtig erfüllen? Wenn man aber diese Betrachtungsweise für die Beurteilung des Gegners gelten läßt, dann muß man sie auch auf sich selbst anwenden. Das versteht sich doch von selbst. Wie das die Tieferen und Gründlichen ganz von selbst zu der Frage hätte drängen müssen: Sind nicht wir, gerade wir, unsre religiöse und kirchliche Richtung, an diesen Zuständen schuld, vor denen jetzt die neue Theologie ohnmächtig steht? will ich dabei noch gar nicht näher ausführen. Aber nichts von alledem ist mir begegnet, auch nicht der kleinste Ansatz dazu! Die Blindheit, ich kann nicht anders sagen als: die selbstzufriedene Blindheit gegenüber den furchtbaren Nöten der Gegenwart, denen gegenüber wir auf beiden Seiten den rechten Ausweg noch nicht gefunden haben, hat sich vielmehr auf jener Seite in geradezu entsetzenerregender Weise gezeigt.

Ich lasse mir auch heute den Glauben nicht nehmen, oder vielmehr ich halte einfach an der persönlichen Erfahrung fest, daß sich auf „positiver" Seite sehr viel echtes, wahres, tiefes religiöses Leben findet. Daß es sich von seiner Presse so viel Minderwertigkeit gefallen läßt, ohne dagegen zu reagieren, ist mir immer aufs neue unbegreiflich. Würde ich jemals wieder orthodox werden, so würde ich den Protest gegen die Art, wie in der „positiven" Presse fast ohne jede Ausnahme über den Gegner Bericht erstattet und geurteilt wird, im Namen Gottes für eines der notwendigsten Werke halten, das ich tun kann.

Darf ich mich zum Schluß noch an die Freunde und Gesinnungsgenossen wenden, so möchte ich sie bitten, sich durch üble Ausnützung meines Vortrags nicht abhalten zu lassen von einer unbefangenen Prüfung dessen, was mich erfüllte. Und die, die mir in Manchem recht geben — ich habe ja viele erfreuliche Zuschriften in diesem Sinn erhalten — bitte ich mit mir nur umso energischer dahin zu streben, daß wir immer

mehr zu einer mächtigen Konzentration unsrer religiösen Kraft kommen, zu einem starken „Eins ist Not", nach dem sich tatsächlich unsre Zeit sehnt wie nach nichts Anderem, zu einem entschlossenen Ergreifen der Einen köstlichen Perle, die heute noch und immer nur gewonnen werden kann, indem man viele andere — nicht gläserne Nichtigkeiten, sondern Perlen — ihr opfert.

F. Rittelmeyer

Helen Kellers Sang vom Steinwall

In einem beiläufigen kurzen Hinweis auf Helen Kellers Dichtung „Dunkelheit" (Christliche Welt 1910 Nr. 42) sagte ich, sie berechtige wohl zu weiteren Hoffnungen. Ich war doch überrascht, als mir die verehrte Taubblinde vor einigen Monaten mit eigenhändiger Widmung ein überaus sauber ausgestattetes Büchlein von achtzig Seiten (New York, the Century Co., 1910) sandte: The song of the stone wall — der Sang vom Steinwall; mit acht reizvollen Bildern, die sie selber nach photographischen Aufnahmen an verschiedenen Stellen des Walls — im Waldesdickicht, unter hohen Kiefern, am Bachesufer usw. — zeigen. Das Gedicht, in völlig zwanglosen Versen, dient der Erinnerung an die Begründer Neu-Englands, darunter ihre Vorfahren von mütterlicher Seite, die im jetzigen Massachusetts aus rohen Feldsteinen den ausgedehnten Schutzwall errichtet haben. In Deutschland scheint das Gedicht noch kaum bekannt zu sein. Es atmet Höhenluft und ist nicht ganz leicht zu lesen; die Verfasserin verfügt über einen Schatz von Wörtern, die uns sonst selten begegnen und zu deren Verständnis wir zuweilen wohl den trefflichen Webster zu Hilfe nehmen müssen. Gewidmet hat sie das Büchlein dem Gedächtnis ihres Vetters Dr. Edward Everett Hale, der noch unter den Lebenden weilte, als sie das Gedicht begann. Da heißt es:

Als ich versuchte, mir ein Bild von den Menschen zu machen, die vor langer Zeit den Wall errichteten, erschien mir Dr. Hale als die lebende Verkörperung all des Heldenhaften in den Gründern Neu-Englands. Er war ein großer Amerikaner. Er war auch ein großer Puritaner. War nicht der Eifer seiner Voreltern auf seinen Lippen und ihr Mut in seinem Herzen? Hatten sie ihm nicht ihren fackelgleichen Glauben vererbt, ihre geduldige Inbrunst unter Mühsalen, ihr Bekenntnis zur Gleichheit? Aber keine Spur von ihrem rauhen und düsteren Wesen hatte in seinem lichten Geiste Platz gefunden. Die Fenster seiner Seele standen dem Sonnenschein eines fröhlichen Glaubens offen. . . . In ihm fand der Schwache einen Freund, der Schutzlose einen Kämpen. . . . Gleich seinen Vorfahren träumte er ein Land der Freiheit, begründet auf die Liebe Gottes und die Brüderlichkeit der Menschen, ein Land, in dem Jedermann seinen Anteil am Glück erreichen und die Aufgabe der Mannhaftigkeit erlernen sollte: sich selbst zu beherrschen und die helfende Hand zu reichen.

Von dem Gedichte selber will ich hier einige Proben wiederzugeben versuchen. Wie sich die Blinde, nicht selten strauchelnd, an den kunstlos aufgetürmten Steinen hintastet, erzählen ihr diese zunächst ihre eigne Geschichte:

Wir sind so alt wie die Welt, vor den Hügeln schon waren wir da. Wir sind das Gefäß, das die See umschließt, das Rahmenwerk der Spitze, die zum Himmel ragt. Wenn einmal das Chaos wiederkehren wird und endlose Nacht ihre Flügel über eine zerstörte Welt breitet, werden wir allein aufstehen von der zerschmetterten Erde, unzerstörbare, unüberwindliche Zeugen von Gottes ewigem Plan.

Nachdenklich geht sie weiter, auch ihre Freundin, die uralte Ulme, spricht zu ihren Fingern, und die Gestalten der alten Helden tauchen vor ihrer Seele auf.

Der Wall ward erbaut in unserer Väter Tagen,
Tapferen Tagen, da das Leben stark war und das Land neu.
Dem Walle gleich die Erbauer, kampfgewöhnt, trotzig, mühselig.
Uns hinterließen sie das Gesetz,
Ordnung, Einfalt, Gehorsam,
Und der Wall ist das Band, das sie der Nation gaben
Bei ihrer Geburt, von Mut und unentwegter Treue.
Eh das Epos begann, das hier geschrieben steht,
Schrieben sie ihren Lauf ein über das pfadlose Meer.
O, du winzige Barke, die den Keim trug einer Nation,
Schwache Schaluppe, schwanger mit ungebornen Staaten!
Milder Herbst wars, als sie im Vaterland die Segel spannten,
Tiefer Winter, als sie dem Westen nahten.
Und doch machte der Blick auf das gefrorene Land die Herzen warm.
O, erste graue Dämmrung, durchs Dunkel schimmernd!
Bleiche, ruhmvolle Geburtsstunde unserer Nordstaaten!
Am Ufer standen sie wie neugeschaffene Menschen;
Auf starrer Einöde von Sand standen sie,
Hinter sich die besiegte See, vor sich die unbesiegte Wildnis.

Es folgt eine sinnige Betrachtung über den Friedhof, den man bald hatte herrichten müssen, da der erste Winter so manche Genossen dahinraffte.

Ein Vorhof von Föhren singt den Toten allen, die dort schlafen, Requiems.

Dann folgt ein Hymnus auf den Frühling, den die duftreichen Winde vom Süden bringen.

Das Schiff segelt heimwärts, um mehr Ansiedler zu holen. Mit jahrelanger Anstrengung bahnen sie sich den Weg in den Wald.

Ihre Aexte klangen, wo ich sitze, eine Kerbe*) Meilen von der See.
Langsam, langsam wich die Wildnis Grasplätzen und Lichtungen gelben Korns.
Und noch waren die Blöcke ihrer Hütten feucht
Von duftendem Saft, da setzten sie auf den Hügel
Das Heiligtum der Freiheit für den Menschengeist
Und daneben das Heiligtum für seine Seele:
Das Schulhaus und die Kirche.

Wieder folgt eine Schilderung ihres weiteren Wegs am Wall entlang, auf dem das taubblinde Mädchen mehr Wahrnehmungen einheimst, als mancher von uns, die wir sehen und hören — könnten und sollten. Dann kehren die Gedanken zurück zu den Ansiedlern:

Freudig und dankbar nach dem langen Ringen
Mit bittrer Kälte und dem rauhen weißen Winter
Hörten sie den Schritt des Lenzes an der Kante des schmelzenden Schneefelds;
Fröhlich, voll Muts, der aus ihren gestählten Seelen hervorbrach,
Wie die Funken um den gehämmerten Stein sprühen,
Begrüßten sie den süß duftenden Erdbeerbaum,
Der sich neben dem Waldpfad hinschlängelte,
Und sie gaben ihm den Namen ihres Schiffes: Maiblume.
Schönheit war zu ihren Füßen, und ihre Augen sahen sie.
Die Erde rief nach Arbeit, und sie gaben sie ihr.
Aber so oft sie den kommenden Frühling begrüßten,
So oft sie das spröde Feld aberntеten,
So oft sie die schweren Steine rammten,
Sahen sie in mystischen Gesichten den ewigen Frühling;
Und sie hoben die schwieligen Hände empor,
Und blickten nach den Wällen, die nicht von Stein gebaut sind,
Den Toren, geöffnet von Engeln, deren Gewand Licht ist,
Und jenseits der strahlenden Wälle von lebenden Steinen
Träumten sie weite Matten und Hügel von unverwelklichem Grün.

Sie erzählt dann weiter, wie man zur Stärkung im Glauben den Kindern von den Kämpfen in der alten Heimat erzählte, von den Vätern, „deren Glaube siebenmal im feurigen Ofen erprobt wurde", von den Märtyrern, die auf dem Scheiterhaufen endeten. Dann aber folgt ein trübes Bild aus der neuen Heimat:

Wie ich lausche, hör ich, deucht mir, die bittere Klage
Vom Schwinden einer stolzen Rasse,
Der bedrängten freundlichen, kindlich-friedlichen Stämme
Dunkelfarbiger Bogenschützen der Wildnis,
Der roten Männer, denen die Natur ihr Geheimstes vertraute,
Die Gewohnheiten der Vögel und Fische,
Die verborgenen Kräfte von Kräutern und Wurzeln;
Alle Nöte von Mensch und Tier kannten sie —
Geburt und Tod, Hitze und Kälte,
Hunger und Durst, Liebe und Haß;
Denn all dies Unwandelbare steht im unvergänglichen Lebensbuche,
Das der an Frauenbrust genährte Mensch muß kennen lernen.

Auch der Hexenverfolgung gedenkt sie voll menschlicher Teilnahme. Aber mit dem Stolze der Puritanerin begrüßt sie dann

*) Score, Kerbholz; score war nach zwanzig geteilt.

die Begründung der Republik, die das göttliche Recht der Könige beseitigte und die heiligen Menschenrechte brachte. Hier folgt ein Lobgesang auf den echten Puritaner, der Prophet ist und Arbeiter, verlangend nach einer andern Welt, doch weise in der gegenwärtigen; der nach der Himmelsburg schaut, zugleich aber nach einem irdischen Staatswesen, göttlich edel und gerecht.

Doch seine Träume werden nur erfüllt,
Wenn wir bedacht sind auf die Arbeit, die ihn stärkte,
Und tapfer der Wildnis des Unrechts trotzen.
Solange wird Natur uns nähren, wird
Der Frühling unsern Schoß mit Schätzen füllen,
Solange wir kein üppig-schwächliches Geschlecht
Erzeugen, sondern uns zur Erde,
Der fruchtbaren, in Arbeit niederbeugen. . . .
Aus Revolution entsprang die Republik,
Und wie mit Adlersflügeln stieg sie auf
Und lief und ward nicht müde . . .
Doch wie sie lief, erhob sich ihr zu Häupten
Gewitterdrohend die Wolke Sklaverei.
Horch! In dem Wall, zwischen Gebets- und Ruhmesstimmen,
Hör ich Handschellen klirren und bedrohliches Murren von Sklaven!
Zu Gettysburg, unserem Golgatha, haben der Väter Söhne
Ihr Blut vergossen, wegzuwaschen die Schande der Nation.
Gereinigt durch Trübsal und Buße,
Erhob sich die gebrochene Nation von ihren Knien,
Und wiedergeboren im Herzen betrat sie hoffend
Den offenen Weg zur idealen Demokratie.

Zum Schlusse wendet sich die Dichterin nochmals an die steinerne Umwallung:

Singt, prophetische, mystische Wälle, die Träume der Gründer;
Mit Donnerhall singt, der uns durchzittre,
Unserer trägen Unzufriedenheit, unserem toten Willen
Entgegenzuhalten ihre erobernden, unauslöschlichen, fraglosen Gesichte.
Singt in stählendem Kehrreim von den mutigen Männern:
Jeder ein Lincoln an glimmender Geduld,
Jeder ein Luther an furchtlosem Glauben,
Der Bresche legte in die Mauer des Dunkels,
Daß die Heerscharen der Freiheit hindurchzögen.

Stille, ewige Mauern, ruhig, reif,
Bedeckt mit alten Stimmen, Gesängen, Küssen,
Wie Moos und Flechten eure alten Steine bedecken,
Lehrt mich das Geheimnis eurer heitern Ruhe;
Sagt von künftigen, größeren Dingen,
Da Liebe und Weisheit das einzige Bekenntnis
Und Gesetz und Recht eins sind.
Singt, daß der Herr kommt, der Herr kommt,
Der Ursprung und Quell des Lebens!
Singt, feste, siegreiche Wälle, in heiligen, feurigen Tönen,
Singt, daß der Herr uns alle zusammen erbaue
Als lebende Steine, mit festem Mörtel verbunden.
Möge Er, der alles Gute kennt, der weiß,
Daß unsere Väter vorangingen, die Völker Gesetz und Wahrheit zu lehren,
Der jeden Stein zählte, den ihre geheiligten Hände segneten,
Uns geben, daß wir freiheitliebend bleiben, wesenhaft, ursprünglich,
Und daß Glaube, der Fels, nicht von Menschenhänden geschaffen,
Der Halt sei unserer sieghaften, arbeitsvollen Tage!

Julius Gensel

Bund deutscher Jugendvereine

Unser Bund hat ein Jahr fröhlichen Wachstums hinter sich. Der unter großem Mißtrauen alter Freunde einer freien Jugendarbeit durchgeführte Schritt der völligen Lösung von dem orthodox-konservativen Nationalbund der evangelischen Jünglingsvereine hat sich für Norddeutschland und für den Süden (außer Württemberg) als das Richtige erwiesen. Wir haben jetzt, Juli 1911, 109 Jugendvereine mit über 6000 Mitgliedern. Die Zahl der Einzelmitglieder ist im letzten Jahre von 284 auf 463 gestiegen. Vor allem aber ist der Selbständigmachung zu danken, daß wir unsre Gedanken scharf und reinlich aussprechen können. Bei Politisiererei kommt ja am letzten Ende doch nirgend etwas Gesundes heraus. Daß der Bund deutscher Jugendvereine etwas leisten kann, bewies der diesjährige Instruktionskursus in Berlin, der 140 regelmäßige Teilnehmer und noch viele Zuhörer einzelner Vorträge aufwies. (Die Vorträge werden im Verlag des Protestantischen Schriftenvertriebs im September oder Oktober dieses Jahres in vier Heften zu 50—60 Pfg., enthaltend je zwei bis drei Vorträge, erscheinen.)

Als Richtungspunkte für unsre Arbeit, wie sie sich uns in den zwei Jahren des Bestehens gestaltet haben, möchte ich nennen: 1. Die Befreiung der Jugendarbeit aus der Auffassung, als wäre sie Arbeit der Inneren Mission. Darum soll für uns der Hintergrund und Träger der Jugendarbeit die Kirche und die Gemeinde sein. Es ist eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, daß die Gemeinden noch nicht allgemein ihre Kassen für die Arbeit an der Jugend öffnen, und eine Schande, daß die Pastoren für die Jugendarbeit noch kollektieren und betteln müssen. Unser Bund wird unermüdlich den Gedanken vertreten: Das Kirchengeld auch für die Jugend! — 2. Zur nachhaltigen Vertretung von Gedanken sind starke Organisationen nötig. Wie es Bündnisse für Gustav Adolf-Arbeit, für Schulreform, für Sittlichkeitsfragen, für die Gebiete der Frauenfragen gibt, so müssen wir werben und werben für einen Bund zur Arbeit an der Jugend unsres Volkes. Daß es geht, beweist ein Freund unsrer Sache, der 240 Mitglieder seiner Gemeinde für diese Arbeit interessiert hat. Da ihm seine Kirchenkasse noch nicht die Jugendarbeit bezahlt, kann er den Beitrag dieser 240 leider noch nicht unserm Bund zuführen. Das Ideale und Gegebene wäre es. Denn der Bund gibt die Anregungen, also soll er auch den pekuniären Dank haben. — 3. Der Bund gibt sich nicht der törichten Illusion hin, als könnte die Jugendarbeit isoliert für sich unserm Volk helfen. Wir müssen zugleich die Eltern kennen lernen und interessieren, müssen die Arbeitsbedingungen der Jugendlichen studieren, müssen Volks- und Kulturschäden bekämpfen, die die Früchte der Erziehungsarbeit wieder zu nichte machen. So braucht die Jugendarbeit schließlich auch als Hintergrund die Erweckung sozialen Verantwortlichkeitsgefühls, Volksheimarbeit (für uns Pastoren unter dem Gesichtspunkt: Gemeindearbeit!) im besten Sinne. So erweitert sich das Feld bis zu den Aufgaben der Volkserziehung, ein Gebiet, auf dem wir uns humanitären Arbeiten anzuschließen haben werden. Der Bund deutscher Jugendvereine wird daher später auch die soziale Erziehungsarbeit unter der Gymnasial- und Studentenjugend aufnehmen. Es wäre gut, unsre Freunde fingen schon jetzt diese Arbeit an, damit wir nicht zuerst eine schöne Theorie haben, sondern mit praktischen Erfahrungen hervortreten können. Der Volksverein München-Gladbach geht uns ja hier schon in seiner Art voran. — 4. Eine schwere Frage ist für uns die Stellung zu der sozialdemokratischen Jugendarbeit. Ich gebe mich darüber keiner Täuschung hin, daß wir in Zukunft von der sozialdemokratischen Jugendarbeit noch sehr in die Enge getrieben werden. Schon heute ist es so, daß in den großstädtischen Jugendvereinen fast nur die Söhne der unteren Bürgerschichten sind, aber nicht mehr unsre Arbeiterjugend (unsre nächstjährige Vereinsstatistik wird darüber Aufklärung geben); zumal in den Gehilfenvereinen ist das so. Da glaube ich, liegt die Schuld bei uns, wir sind zu „bürgerlich“ interessiert gewesen, in der Auswahl der Vortragsthemen usw.; und weiter: es muß uns allmählich gelingen, die politische Neutralität der Religion in unsern Gemeinden durchzusetzen. Ich hoffe noch immer, daß, wenn reine, unvermischte Religion gebracht wird, auch sozialdemokratische Herzen wieder warm werden für Gott. Gegenüber der Sozialdemokratie wird unsre Jugendarbeit mit all den „unsozialen Einrichtungen“ belastet, die der Arbeiterschaft den Geschmack an der Kirche verderben. Und wenn all diese Anstöße fortfielen, so bleibt immer noch bestehen, daß, nachdem einmal die sozialdemokratische Jugendarbeit begonnen ist, diese Arbeit auch wachsen will. Der Bund deutscher Jugendvereine wird gegenüber diesen Institutionen a) die Pflege „unvermischter“ Religion und Erziehung treiben, aber ebenso b) den Wettbewerb aufnehmen durch bessere Erziehungskräfte und selbstlosere Menschen,

als jene sie aufbringen. Was dann aus unserer Arbeit wird, darüber mag Gott richten.

Die genannten vier Punkte sind das Ergebnis der sehr ausgiebigen Diskussionen von Dortmund 1910 und Berlin 1911. Sie weisen vorwärts auf neue weite Wege und bedeuten nach dem Urteil des Präses der vereinigten deutschen katholischen Jünglingsbündnisse Deutschlands, der an den Verhandlungen in Berlin teilnahm, seit fünfzig Jahren den ersten Fortschritt hinaus über die Theorie und Praxis der alten evangelischen Jünglingsbündnisse. Nun kommt es nur darauf an, daß alle freien Protestanten sich zur Mitarbeit einstellen.*) Roese

Verschiedenes

Religion und Geisteskultur, Zeitschrift für religiöse Vertiefung des modernen Geisteslebens. Herausgegeben von Lic. Th. Steinmann, Dozent für Philosophie und Theologische Systematik am Theologischen Seminar der Brüdergemeine, Gnadenfeld. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Jährlich 4 Hefte für 6 Mk.

Diese Zeitschrift ist in ihren fünften Jahrgang eingetreten. Ihrem Namen gemäß ist sie von eigener Art, keine Konkurrentin der spezifisch kirchlichen Zeitschriften. Die Liebe und Sorgfalt, mit der sie redigiert wird, verdient es, wieder einmal auf sie aufmerksam zu machen. Ihren Charakter darzulegen, gebe ich einen Teil des Inhalts an, der in dem zweiten Hefte des fünften Jahrganges (1911) sich findet. Die Vielseitigkeit des hier Dargebotenen wird schon dadurch klar zu Tage treten. Das Heft beginnt mit einem ergreifenden Aufsatze Tolstois, der darlegt, daß nur die Religion die Rätsel des Lebens löst. Es folgt eine Abhandlung von Dr. Ewald in Wien über den transszendenten und den immanenten Gottesbegriff. Er weist nach, daß das menschliche Ich durch seine eigene Natur gezwungen ist, die Transszendenz Gottes anzuerkennen, um seiner eigenen Wechselwirkung mit der Welt willen aber sich mit der Gotteserkenntnis begnügen müsse, die aus der immanenten Wirksamkeit des über die Welt erhabenen Gottes sich ergebe. Zu denken gibt diese Abhandlung jedenfalls sehr viel. Dr. Vierkandt beweist sehr sorgfältig und eingehend, wie notwendig der Kampf gegen den Objektivismus der industriellen Lebensauffassung sei. Die Industrie produziert, soviel sie vermag, und sucht rücksichtslos ebensoviel Absatz. Sie fragt nicht darnach, was dabei aus den Produzenten und den Konsumenten wird. Dieser Bann muß gebrochen, es muß erkannt werden, daß es nicht auf Gelderwerb, sondern auf das äußere und das sittliche Gedeihen des Einzelnen und der Nation ankommt. Einschränkung der Konsumtion und dadurch der Produktion der Industrie ist notwendig. Die dadurch frei werdenden Kräfte sind, wie es scheint, für Kolonisation, vor allem wohl für innere, zu verwenden. — Otto Braun fordert in seinem Aufsatze über Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft teleologische Erkenntnis der Geschichte, Darlegung der ewigen Werte, die im Verlauf der Geschichte gewonnen werden. Dr. Hunzinger schreibt über das Gesetz der apologetischen Bewegung in der Geschichte. Die Dogmatik habe des Christentums Gegensatz zur Welt und weltlichen Wissenschaft und seine Herrschaft über beide darzulegen, also die weltliche Wissenschaft in den Dienst des Glaubens zu nehmen, natürlich ohne diesen abzuschwächen. Das sei die wahre Apologetik. Von diesem Gesichtspunkte aus gibt Hunzinger einen geistvollen Ueberblick über die wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte der dogmatischen Wissenschaft. Jetzt ist ihr die Aufgabe gestellt, mit Kant und Schleiermacher sich auseinanderzusetzen und auf diesem Wege das Recht und die Wahrheit des Christentums zu erweisen. Wie dies Letztere zu geschehen habe, wird nur angedeutet. Jedenfalls aber ist diese Annäherung der konservativen Dogmatik an die moderne sehr erfreulich. (An einen Antimodernisteneid, etwa zu Gunsten Johann Gerhards, ist also nicht zu denken.) — Noch andere nützliche Abhandlungen, auch Besprechungen wertvoller Schriften finden sich in diesem Hefte unserer Zeitschrift. Die anderen Hefte sind nicht minder inhaltreich. Eine einseitige Parteirichtung herrscht nicht vor. Wer Förderliches zu bieten hat, kommt zum Worte. Möge der Fleiß und die Liebe, mit der dies wertvolle Unternehmen gepflegt wird, die verdiente Anerkennung finden. Sulze

Deutsche Romantik. Eine Skizze von Oskar F. Walzel (Aus Natur und Geisteswelt, 232. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner 1908. 168 S. Gebunden 1,25 Mk.

Der Dresdener Literarhistoriker Walzel gilt vielleicht mit Recht als der beste Kenner der deutschen Romantik. Von ihm erwartet daher die deutsche Literaturwissenschaft seit langem eine umfassendere Gesamtdarstellung dieser wichtigen Geistesbewegung. Leider sieht es nicht so aus, als ob diese Hoffnung so bald in Erfüllung gehen werde, zumal jetzt, da Walzel dem Wunsche der Firma Teubner Rechnung getragen und das Thema in einem kleinen Bändchen ihrer Sammlung abgehandelt hat. Das, was es sein sollte, ist dies Büchlein zwar kaum geworden. Denn man erwartet in erster Linie wohl eine Art Grundriß, eine mehr populäre Einführung in dieses schwerste aller literargeschichtlichen Probleme. Statt dessen hat der Verfasser ein Buch geschaffen, zu dem selbst der Kenner und Fachmann immer wieder mit neuem Interesse greifen wird. Es ist erstaunlich, wieviel geistvolles Urteil Walzel seiner Darstellung trotz all ihrer Knappheit einzuverleiben vermocht hat. Er hat sich die Möglichkeit dazu vornehmlich dadurch verschafft, daß er den Stoff — freilich wohl auf Kosten des Laienverständnisses — mehr systematischen Gesichtspunkten untergeordnet hat. Es gelingt ihm dadurch vorzüglich, den gedanklichen Gehalt der ganzen Bewegung herauszuarbeiten. Daß dabei die einzelnen Gedankengänge nach rein subjektiver Bewertung einander über- und untergeordnet werden, ist selbstverständlich. Es werden ihm gewiß nicht Alle, und die Andern wenigstens wohl nicht überall folgen wollen. Den großen Wert des Buches vermag das kaum zu beeinträchtigen. Er liegt darin, daß Walzel auch hier sein wesentlich Teil dazu beigetragen hat, die große Geistesbewegung der Romantik aus der Verachtung herauszuretten, in der nicht nur das populäre, sondern auch das wissenschaftliche Urteil der letztvergangenen Jahrzehnte es niedergehalten hat. Zinkernagel

Justinus Kerner als Romantiker. Von Dr. Franz Heinzmann. Tübingen, Lauppsche Buchhandlung 1908. VIII u. 131 S. 3,60 Mk.

Nachdem klar geworden, wie überaus schwer es ist, das Wesen der Romantik zu erfassen und auf eine Formel zu bringen, mehren sich die Versuche, die Untersuchung zunächst auf die sekundären Erscheinungsformen einzustellen, um so gleichsam von der Peripherie aus dem Zentrum näher kommen zu können. Als ein Beispiel dieser Art stellt vorliegende Arbeit sich uns dar. Mag dem Verfasser selber dieser Gesichtspunkt auch nicht immer klar vorgeschwebt haben, so erhält doch das, was er uns bietet, erst durch diese Beziehung seine methodische Bedeutung. In der Hauptsache analysiert er Kerners dichterische Erscheinung auf diejenigen Elemente, die wir als romantisch zu bezeichnen uns gewöhnt haben. Für unsere Kenntnis der Romantik kommt dabei freilich nicht sonderlich viel heraus, wohl aber für die des Dichters, zumal der Verfasser ästhetisierenden Allgemeinbetrachtungen stets behutsam aus dem Wege geht und seine Untersuchung mit einer Exaktheit durchführt, die insbesondere in unsern Tagen geradezu wohltuend berührt. Nicht minder erfreulich wirkt der Umstand, daß Heinzmann auch in den Schriften der andern Romantiker sehr wohl Bescheid weiß und daher nie Gefahr läuft, seinen Autor irgendwie falsch einzuschätzen. Zinkernagel

Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben. Von Dr. Albert Vögele. Freiburg i. B., Herder. 1910. 327 S. 3,60, gebunden 4,60 Mk.

Die Schrift ist ursprünglich eine preisgekrönte Arbeit der Tübinger Universität. Jetzt kommt eine zweite, erweiterte Auflage des Buches (1. Auflage 1904), in dessen erstem Teile die Ansichten Schopenhauers, Bahnsens, E. v. Hartmanns, Nietzsches und Richard Wagners in je einem Abschnitt dargelegt und widerlegt werden. Im zweiten Teile entwickelt der Verfasser seine eigenen Ansichten an der Hand der tragischen Meisterwerke der Weltliteratur. Einen Anhang gleichsam bildet die Charakterisierung Ibsens, Hauptmanns und Sudermanns, die sich ja allerdings mit den großen Tragikern nicht vergleichen lassen; die Kritik Ibsens und Hauptmanns scheint doch zu hart zu sein. Am Buche erfreut die klare und knappe Darstellung. — Auf Seite 152 muß es heißen, daß der Parsival erstmalig am 26. Juli 1882 (nicht 1883) aufgeführt wurde. Wilhelm Erhardt

Legenden der Zeit. Von Rudolf G. Binding. Leipzig, Fr. W. Grunow 1909. 123 S. 3 Mk.

Die beiden Erzählungen des hübsch ausgestatteten Bändchens erinnern an Richard Leanders himmlische Musik und Himmel und Hölle oder an Rudolf Baumbachs Teufel auf der Himmelswiese. Solche Erzählungen aus den himmlischen Gefilden, wo Gott und die Engel, Christus und Maria und Petrus handelnd aufgeführt werden, müssen ganz besonders zart und anmutig gezimmert sein; die leiseste Geschmacklosigkeit zerstört die Illusion und macht den Humor fade und peinlich. Ob der Erzähler dieser Gefahr ganz entgangen ist? Wenn er z. B. von den vielen armen Sündern spricht, die, seit der Heiland die Auferstehung in der Welt eingeführt hatte, den Himmel bevölkern, oder wenn der heilige Petrus die Engelknirpse einen nach dem andern über sein heiliges Knie legt, und dann, um ihr Heulen zu beruhigen, den Rest einer Lakrizstange unter sie verteilt, die er sich einst in Kapernaum nach dem Fischzuge gekauft, auf dem er sich einen starken Schnupfen zugezogen hatte, oder wenn der heilige Martin, der im Himmel die Kammer für die himmlischen Heerscharen unter sich hat, ihrer himmlischen Majestät, der Maria, erklärt, in einem geordneten Gemeinwesen mit stehenden Heeren sei unbedingt das Wichtigste, daß die Kammer stimme, das habe er von Preußen gelernt: so empfinde ich dies als zu derb und zu plump. — Ich würde dies nicht so stark unterstreichen, wenn ich nicht von dem Büchlein den Eindruck eines starken Talents hätte, das noch viel erwarten läßt. Es ist ein Dichter, der diese Geschichten ersonnen hat; nur ein Dichter kann so schildern, wie in dem Herzen des auf die Erde herabgefallenen Engels, aus dem nun ein Mädchen geworden ist, die irdische Liebe aufwacht, — und wie die drei Freunde am Rhein mit ihren Freundinnen allmählich und stärker und stärker die Trauer überkommt, daß Einer von ihnen scheiden soll. — Was aber soll der Titel? Ich habe in diesen Legenden, abgesehen von einem Scherz über kaiserliche Predigten, eine Beziehung zur Zeit nicht entdecken können. Erich Foerster

*) Meldungen jederzeit an die Geschäftsstelle des Bundes deutscher Jugendvereine, Diedenhofen, Burgunderring 12 II.

Kleine Mitteilungen. Wir haben wiederholt auf das Verhältnis der Schweizer Sozialdemokraten aufmerksam gemacht. Nun war neulich Grütli-Zentralfest in Biel. Davon gebt uns ein Bericht zu, wenn wir nicht irren, aus den Basler Nachrichten Nr. 209. Da heißt es: „Der Sonntag als Haupttag brachte die Höhe des Festlebens... Vormittags Festpredigt von Pfarrer Hürzeler... beim Mittagsbankett Reden von Regierungspräsident Burren und Stadtpräsident Leuenberger...“ Uns geht natürlich nur der kirchliche Teil an. Eine Festpredigt bei einem Zentralfest von Sozialdemokraten — gibt doch zu denken! Der Prediger ist Stadtpfarrer in Biel. Der Grütliverein, 1848 entstanden, bildet zur Zeit den rechten Flügel der sozialdemokratischen Partei in der Schweiz und ist deren Kollektivmitglied.

Auf den Artikel „Freundschaftsarbeit der britischen und deutschen Kirchen“ in Nr. 32 nimmt eine Zuschrift Bezug, die uns zugegangen ist und die wir unverändert hierhersetzen. Der Leser wird sich selbst seine Gedanken darüber machen und besonders bei der Schlußfrage (bei allem Erfreulichen, was in der mitgeteilten Tatsache liegt) sich überlegen, ob eine solche Bindung auf ein Programm bei einer großen Kirche, die nicht so Gesinnungsgemeinschaft ist wie die kleine methodistische, möglich oder auch wünschenswert ist. Uns scheint, daß hier der Einzelne den Schritt für sich allein tun muß. Womit nicht abgeschreckt, sondern im Gegenteil aufgefordert sein soll.

Hier die Zuschrift: „Die deutsche bischöfliche Methodistenkirche hat auf ihrer letzten Konferenz in Frankfurt beschlossen, der Friedensbewegung in corpore beizutreten und die Arbeit der Friedensfreunde in jeder Hinsicht zu unterstützen. Die Konferenz hat sämtlichen methodistischen Predigern zur Pflicht gemacht, überall wo sich Ortsgruppen der deutschen Friedensgesellschaft befinden, sich ihnen anzuschließen. Und unsere Landeskirche?“

Wir verzeichnen weiter, was uns an Jatho-Literatur zuging: 1. Zwei Paulusworte über das Pfarramt und über die Kirche. (1. Kor. 4, 1—2; Eph. 4, 3.) Predigten von Pfarrer Professor D. von Soden. Nauck, Berlin. 15 Seiten. 30 Pfg. 2. Los von Berlin! Heraus aus dem alten Kirchentum! Ein Geistesgruß an Zürich aus den Tagen der deutschen Jathobewegung. Von J. Burggraf, Pfarrer an St. Ansgari in Bremen. Töpelmann, Gießen. 16 Seiten. 30 Pfg. 3. Baumgarten hat im Augustheft der Evangelischen Freiheit einen längeren Artikel begonnen: Der Jathoprozeß und die Entstaatlichung der Kirche. In der Chronik derselben Nummer bespricht er die Urteilsbegründung gegen Jatho, den Charlottenburger Zwischenfall, die Erklärung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ und die Professorenerklärung. 4. Wir erwähnten schon die „zwei Predigten zur Lage“, die Hans Vollmer unter dem Titel: Gottes Wort? bei Paul Neubner in Köln veröffentlicht hat. Die Predigten erhalten angesichts des Charlottenburger Zwischenfalls dadurch ihr aktuelles Interesse, daß der Prediger, wie auch auf dem Titel zu lesen, Divisionspfarrer der zweiten Gardedivision ist. L

Verantwortlicher Herausgeber i. V. Cand. W. Loew Marburg

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona a. E. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 4. September 4 Uhr im Kaiserhof: Motive und Quietive für die religiöse Verkündigung unserer Zeit im Anschluß an Niebergall: Wie predigen wir dem modernen Menschen? Pastor Niebuhr-Groß-Flottbek.

Halle a. S. Mittwoch 6. September 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Die Jugendarbeit des Bundes deutscher Jugendvereine. Referent: Pfarrer lic. theol. Hollmann-Nicolassee.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 15. September $8^1/_4$ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kleine Klausstraße: Tolstois Christentum. Pfarrer Gutjahr.

Magdeburg. Mittwoch 23. August $^1/_2$4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Die Persönlichkeit Gottes.

Wernigerode. Donnerstag 7. September 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Religion und Schule. Rektor Beyer.

Die Verlobung meiner jüngsten Tochter **Gertrud** mit dem Fabrikanten Herrn **Paul Merkelbach** aus Grenzhausen bei Coblenz erlaube ich mir bekannt zu geben.

Frau Leonhard **Stade**

Borbeck, Götheſtraße 3
im August 1911

z. Z. Misdroy, Hospiz Dünenschloß

Jüngerer katholischer Geistlicher, vielseitig gebildet, Dr., mit makelloser Vergangenheit, der aus Gewissensbedenken sein Amt niedergelegt, sucht eine seiner Bildung angemessene **Stellung**, die ihm zugleich die Fortsetzung eigener wissenschaftlicher Arbeiten gestattet. Offerten erbeten unter **S 14.**

Die glückliche Geburt eines gesunden

Mädchens

zeigen hocherfreut an

Hamburg, 20. August 1911

Rudolf Hermes
und **Frau Dorothee**

Suche für meine Schwester, 22jährig, im Haushalt und im Umgang mit Kindern erfahren, zum **1. Oktober** Stellung als **Stütze der Hausfrau.** Angebote unter **G. W.** an den Verlag.

Suche **junges Mädchen** zur Erlernung des Haushaltes. Pension 400 Mk. Frau Dr. med. **Braun, Suhlendorf** in Hannover.

XXXVI. Kongreß für Innere Mission

vom 25. bis 28. September 1911 in Stettin

Montag, den 25. September: Konferenz des Zentral-Ausschusses für Innere Mission und des geschäftsführenden Ortsausschusses nachmittags 4 Uhr im Gemeindesaal von Peter Paul. — Eröffnungsgottesdienst abends 5 Uhr: Schloßkirche Generalsuperintendent D. Büchsel-Stettin. Jakobikirche Hof- und Domprediger D. Dryander-Berlin. — Eröffnungsversammlung abends 8 Uhr in den Zentralhallen. Ansprachen: Präsident des Königlichen Konsistoriums Goßner. Direktor D. Fr Alb. Spiecker-Berlin; Präsident des Zentral-Ausschusses für Innere Mission. „Arbeiten und Aufgaben der Inneren Mission in der Gegenwart.“ Referat von P. W. Scheffen-Berlin.

Dienstag, den 26. September: Erste Hauptversammlung vormittags 9 Uhr im großen Saale des Konzerthauses: „Innere Mission und Einzelgemeinde“ Professor D. Gennrich-Breslau. — Geschlossene Sitzung des Zentral-Ausschusses mit seinen Agenten und den Vertretern der ihm verbundenen Vereine, Anstalten und Verbände nachmittags 4 Uhr im Evangelischen Vereinshaus. — Liturgischer Gottesdienst abends 8 Uhr in der Jakobikirche. Professor D. Schian-Gießen.

Mittwoch, den 27. September: Parallelversammlungen vormittags $8^1/_2$ Uhr: „Die christlich-religiöse Einwirkung auf die Persönlichkeit unter psychologischen Gesichtspunkten.“ Professor D. Dr. Kunze-Greifswald (im großen Saale des Konzerthauses.) „Welche Anforderungen sind kirchlicherseits an eine gute Volks- und Jugendlektüre zu stellen?“ Seminardirektor Fahrenhorst-Aurich (im unteren Saale des Konzerthauses.) — Parallelversammlungen vormittags $12^1/_2$ Uhr: „Unsere Stellungnahme zur öffentlichen agitatorischen Bekämpfung des Christentums und der Kirche.“ Prof. D. Kuhl-Göttingen (im großen Saale des Konzerthauses.) Gründung und Förderung der evangelischen Arbeiterinnenvereine. Referentin: Fräulein von Feldmann-Hannover (im unteren Saale des Konzerthauses.) — Freie Abendversammlung um 8 Uhr in den Zentralhallen: Bilder aus dem christlichen Leben Pommerns. Superintendent D. Meinhold-Barth. Bilder aus der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung von nah und fern. Professor Gonser-Berlin. Schlußwort. P. D. Oehlkers-Hannover.

Donnerstag, den 28. September: Zweite Hauptversammlung vormittags 9 Uhr im Konzerthaus: Die Innere Mission und die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Referent: P. Broistedt-Neu-Erkerode. Korreferentin: Frau von Schwerin-Janow in Pommern. — Schlußgottesdienst nachmittags 4 Uhr in der Bugenhagenkirche. Generalsuperintendent Lic. Rogge-Koblenz. — Geschlossene Sitzung des Zentral-Ausschusses mit seinen Agenten und den Vertretern der ihm verbundenen Vereine, Anstalten und Verbände um 6 Uhr im Evangelischen Vereinshause.

Freiquartiere und Privatquartiere werden bis 6. September durch die Wohnungskommission, Bureau des Provinzialvereins für Innere Mission, Stettin, Elisabethstr. 69 vermittelt. Programme können durch die Geschäftsstelle des Zentral-Ausschusses für Innere Mission, Dahlem, Post Großlichterfelde West, Altensteinstr 51 bezogen werden.

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Beliebte und sehr preiswerte Geschenke sind die

Künstler-Mappen

in denen die **bedeutendsten Gemälde alter sowohl wie neuer Meister** in guten großen Reproduktionen enthalten sind.
Preis Mark 1,50 bis Mark 12,—.

Bis jetzt erschienen: Böcklin — Böhle — Dürer — Feuerbach — Grünewald — Haider — Liebermann — Meunier — Millet — Philippi — Preller — Rembrandt — Rethel — Ludw. Richter — Samberger — Schäffner — Schwind — Spitzweg — Steinhausen — Thoma — Uhde — Welti.

Alles Nähere enthält das Verzeichnis „Kunstwart-Unternehmungen“, welches durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen ist

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind gesundheitlich von höchstem Wert.
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

63. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

vom 22. bis 25. September 1911 in Frankfurt a. M.

Freitag, den 22. September. Nachmittags 4 Uhr Beratung des Zentralvorstandes im Baseler Hof, Wiesenhüttenplatz 25. — Abends 8 Uhr Zwangloses Beisammensein im Kaiserhof, Goetheplatz.

Sonnabend, den 23. September. Vormittags 9 Uhr Beratung des Zentralvorstands im Baseler Hof. — Nachmittags 3 Uhr Erste nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten in der deutschen reformierten Kirche. — 4 Uhr Begrüßungsversammlung im Römer. — 6 Uhr Abendgottesdienste in der Katharinenkirche (Generalsuperintendent Hofprediger D. Möller-Cassel) und in der Paulskirche (Professor D. Bauer-Heidelberg). — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlung im Kaufmännischen Vereinshaus, Eschenheimer Anlage 40.

Sonntag, den 24. September. Vormittags $9^{1}/_{2}$ und 10 Uhr Festgottesdienst in allen evangelischen Kirchen des Konsistorialbezirks Frankfurt (Diasporageistliche) — 11 und $11^{1}/_{4}$ Uhr Kindergottesdienste in allen Kirchen, außer Katharinenkirche. — 4 Uhr Erste öffentliche Hauptversammlung in der deutschen reformierten Kirche: Eröffnungsansprache (Superintendent D. Dr. Hartung-Leipzig); Jahresbericht (Schriftführer Professor D. Rendtorff-Leipzig); Gaben und Ansprachen. — 8 Uhr Oeffentliche volkstümliche Versammlungen im Saalbau, Junghofstr. 19, und im Kaufmännischen Vereinshaus.

Montag, den 25. September. Vormittags 8 Uhr Zweite nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Vereinshaus Westend, Neue Mainzerstraße 41. — 10 Uhr Zweite öffentliche Hauptversammlung in der deutschen reformierten Kirche: Besprechung des Jahresberichts; Bericht über die Zentralkassenrechnung; Waisenpflege in der Diaspora (Pastor Geißler, Leipzig); das gemeinsame Liebeswerk, für welches Banjaluka in Bosnien, Donaueschingen in Baden und Xions in Posen vorgeschlagen sind (Exzellenz Professor D. Dr. Wach-Leipzig); Ansprachen. — Abends $7^{1}/_{2}$ Uhr Aufführung von „Glaube und Heimat“ von Schönherr im Städtischen Schauspielhause.

Wegen Wohnung wende man sich an Herrn Pfarrer Dr. **Schwarzlose**, Frankfurt, Myliusstraße 52.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent Kling

Harmoniums
beste Fabrikate 6 M monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART

Carl Schwarz-Stiftung

Thema der nächsten Preisbewerbung:

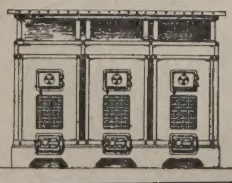
Die neutestamentlichen Vorstellungen von Christi Auferstehung, Höllen- und Himmelfahrt mit Beziehung auf ihre religionsgeschichtlichen Parallelen.

Die Arbeiten sind bis zum **1. Oktober 1913** in deutscher Sprache, nicht von der Hand des Verfassers geschrieben, mit einem Motto versehen und unter Beifügung des Namens des Verfassers in verschlossenem Umschlag, auf welchem das Motto der Arbeit angegeben ist, an das geschäftsführende Mitglied des Preisrichter-Kollegiums, Oberpfarrer Oskar Müller in Gotha, einzusenden.

Der erste Preis der Stiftung beträgt in der Regel 500 Mk. Sämtliche Arbeiten bleiben Eigentum der Verfasser und können nach Veröffentlichung des Urteils zurückgefordert werden.

Preisrichter-Kollegium: Prof. D. Benrath, Prof. D. Dorner, Prof. D. Nippold, Prof. D. Schmiedel, Oberhofprediger D. Graue, Hauptpastor D. Grimm, Oberpfarrer Müller.

Probenummern verfendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.



Der größte Heizeffekt bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit Viktoria-Kirchenöfen und Viktoria - Frischluftheizungen für Kirchen und Säle
Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

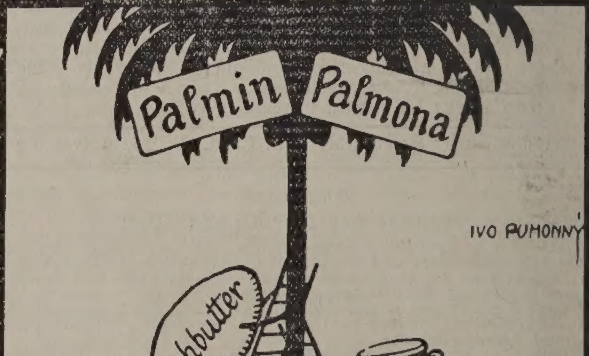
Lehmann-Haupt, C. F., Die historische Semiramis und ihre Zeit. Vortrag, gehalten am 6. Februar 1910 in der Deutschen Orientgesellschaft und mit deren Unterstützung herausgegeben. Mit 50 Abbildgn. im Text. 1910. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
Für die Mitglieder der „Deutschen Orient-Gesellschaft“. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.40.

Diese kleine, aber gehaltvolle Schrift zeigt aufs neue die hervorragende Gabe ihres Verfassers, schwierige und oft verwickelte Probleme der altorientalischen Geschichte mit sicherem historischem Blick zu erfassen und ihre Lösung in ansprechender Klarheit allgemein verständlich zu machen. Ein besonderer Vorzug ist es, daß hier nicht nur der Kenner der Keilschrift Ergebnisse philologischer Arbeit vorträgt, sondern daß das Zeitbild, in das die historische Semiramis hineingestellt wird, aus eigner Anschauung der Oertlichkeiten, die hier so viel zu sagen haben, gewonnen ist und daher oft einen überraschenden Wirklichkeitsgehalt in sich trägt. Neue Jahrbücher 1911 Nr. 4

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen
Nr. 34. Die römische Kurie, 1. Januar bis 30. Juni — Die theologische Fakultät Gießen — Verschiedenes: Kundgebungen der Positiven zum Fall Jatho; Die Hitze: Gegen den Alkohol; Preisausschreiben

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von L. Fernbach Bunzlau
Nr. 35. Scholz, Revision des Spruchverfahrens? — Eine Laienstimme — Violet, Kindergottesdienst und Konfirmanden — Aus Preußen: Harnack und Jatho; Die Abstimmung des Spruchkollegiums im Falle Jatho; Ein Fall Fischer — Mancherlei

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg
Heft 8. Das Christentum in Ostasien. Von Missionsinspektor Witte — Groß ist die Diana der Epheser. Von Pastor Schmidt — Aus der Mission der Gegenwart — Literatur — Mitteilungen



Sie kommen nicht so hoch hinauf
in der Gunst des Publikums wie
Palmin (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine), die sich jeden Tag mehr einbürgern sowohl als Koch- und Backfett wie auch als Brotaufstrich. – Das beweisen am besten die zahllosen Nachahmungen, die gewiß ein beredtes Zeugnis ablegen für die vorbildliche Qualität unserer Produkte.
H. Schlinck & Cie. A.-G.
NB. Palmin jetzt auch „weich“ (schmalzähnlich) zu haben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu als Beilage Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 13